



# Die Zukunft.

Berlin, den 16. März 1901.

## An den Kanzler.

Höherer Excellenz

**S** haben des Märzmonats Knonen keinen Erfolg gebracht. Es war nicht wie sonst, wenn Sie im Reichstag sprachen. Zwar wurde auch diesmal bald von rechts, bald von links „Sehr richtig!“ gerufen — meist von rechts — und der amtliche Sitzungsbericht verzeichnet an manchen Stellen Beifall; der Schluß aber, der doch recht effektiv gedacht war, trug nur ein schüchternes Bravo ein und draußen, im Frühstücksraum, kam die Enttäuschung zu nicht gerade ehrerbietigem Ausdruck. Auch in der Presse. Selbst den Inspirirtesten schien es Pflicht, künstlich zu reden und sich vor allem Jubelgeheul zu hüten; selbst sie sagten nur, der Kanzler habe maßvoll, geschickt, taktvoll gesprochen und nichts Neues verkündet, weil Neues nicht zu verkünden war. Sonst war es anders; und an andere Schowirkung hat Euer Excellenz das kurze Kanzlerleben gewöhnt. Jegliches Ohr hing lauschend sonst an Ihrem Munde, frohes Lachen und Beifallstürme durchstossten die Kuppelhalle und am nächsten Morgen las der beglückte Bürger, das Reich sei wieder einmal gerettet worden. Diesmal . . . Gelacht wurde auch; doch unfreundlich klang das Gelächter zum Bundesrathstische hinauf. Da sagte Herr Bassermann, es sei „immerhin angenehm, alte Wahrheiten, auch wenn sie bis zu einem gewissen Grade vielleicht selbstverständlich sind, wiederum zu hören.“ Und das Hohe Haus lachte. Da sprach Herr Liebermann von Sonnenberg: „Die Wurfgeschosse, die Herr Graf Bülow heute geschleudert hat, schienen mir an Härte doch hinter Thors Hammer etwas zurückzustehen; ich möchte beinahe

den Vergleich wagen, zu sagen: es waren Würfe mit der Wurst nach verschiedenen Speckseiten.“ Und lauter noch lachte das Hohe Haus. Nie sollte wider des Redners Willen eines Kanzlers Wort komisch wirken. Ein Staatsmann, über den dreimal gelacht ward, ist halb schon um seinen Nimbus. Zweimal ist's Ihnen nun passirt; und es wäre begreiflich, wenn Sie staunend vor so unerwarteter Wirkung ständen. Denn im Reichstag ist Ihnen nicht gesagt worden, warum die Stimmung so plötzlich umschlug. Damit soll nicht etwa bestritten sein, daß verständige Reden gehalten wurden. Herr Professor Haffe, Graf Kanig und der Freiherr Heyl zu Herrnsheim sprachen recht gut und mancher Andere hing muthig der Kage die Schelle an. Kaum je vorher sind in einem deutschen Abgeordnetenhaufe Handlungen des höchsten Reichsrepräsentanten so rückhaltlos kritisiert worden wie in dieser Märztagung. Aber in allen Fragen internationaler Politik sind unsere Parlamente in langer Gewöhnung zu so scheuer Zagheit erzogen worden, daß auch diesmal das rechte Wort nicht gesprochen ward. Des selben Reichstages Mehrheit hat Ihr Thun und Lassen bisher ja immer gebilligt, hat Sie, als Staatssekretär und als Kanzler, wie eines neuen Heils Bringer gepriesen. Was wollen die Leute nun? Warum lachen sie respektlos über eine Rede, die sich von früher bejubelten doch nicht im Geringsten unterschied?

Nicht im Geringsten. Das lehrt der Vergleich. „Wir können nur wünschen, daß es Deutschland und England beschieden sein möge, in Frieden und für den Frieden zusammen zu wirken. Selbstverständlich ist volle und dauernde Gleichberechtigung zwischen dem deutschen und dem englischen Volk die *conditio sine qua non* jedes Zusammengehens und jedes Zusammenwirkens zwischen beiden Ländern . . . Ich bin davon durchdrungen, daß die deutschen und die russischen Interessen in den meisten Punkten Seite an Seite gehen und daß es keinen Punkt giebt, wo bei gegenseitigem guten Willen die deutschen und die russischen Interessen sich zu durchkreuzen brauchen . . . Wenn je von irgend einer Seite, sei es aus dem Süden, sei es aus dem Norden, sei es von Westen, sei es von Osten, uns zugemuthet werden sollte, irgend einer fremden Macht, wer sie auch sei, unter allen Umständen, in allen Lagen, ohne Unterschied noch Kritik zu folgen, so würde Das nicht mehr Freundschaft sein. Das wäre Vasallenthum. . . Unsere auswärtige Politik wird heute wie früher weder durch Liebe noch durch Haß, weder durch dynastische Rücksichten noch durch verwandtschaftliche Beziehungen bestimmt, sondern lediglich durch das ruhig und nüchtern erwogene Staatsinteresse. . . Je schärfer die Interessengegensätze in Deutschland geworden sind, um so mehr hat die Regierung die Pflicht, sich über

den Parteien zu halten, das Ganze ins Auge zu fassen und auf das Ganze zu gehen . . . Unsere neue zollpolitische Gesetzgebung wird nur von nationalen und deutschen Gesichtspunkten inspirirt sein; sie wird den berechtigten Forderungen aller am deutschen Wirthschaftsleben interessirten Faktoren Rechnung tragen und nur das Wohl der Gesamtheit wird für uns maßgebend sein.“ Solche Sätze haben Sie doch recht oft schon gesprochen und nie hat ihnen der Beifall gefehlt. Jetzt erst wird gefragt, ob es wirklich denn nöthig sei, vom höchsten Reichstagsstg aus immer die Weisheit des Herrn de La Palisse zu fünden. Ob ein deutscher Kanzler denn stets wiederholen müsse, er wolle gerecht, nüchtern, verständig sein, sich nicht knechten, von keinem gemeinen Motiv leiten lassen. Ob nach dreißigjähriger Reichsgeschichte der Deutsche sich nicht endlich der Parvenufitte entwöhnen könne, seine Stärke, seinen Patriotismus, seine Selbständigkeit immer im Munde zu führen. In keinem anderen Lande der Welt klopft man so oft auf die Brust, wird so oft die Liebe zum Land, die unablässige Sorge für des Landes Interesse betheuert. Nachgerade merkt man auch bei uns, welcher sonderbare Geschmack aus solcher Bethuerung spricht. Der Direktor einer Aktiengesellschaft bethuert doch nicht, daß er nicht stiehlt, nicht falsche Buchungen machen läßt, nicht, um Freunden oder Verwandten gefällig zu sein, das Interesse der Aktionäre verräth. Thäte ers, dann hätte er vor dem Aufsichtsrath oder der Generalversammlung einen schlimmen Stand. Die wollen nicht über Gemeinplätze geführt und mit dem Zeugniß abgespeist werden, daß ihr erster Beamter ehrlich, treu und sauber wie ein Dienstmädchen ist, das sich zum Quartalswechsel der Miethfrau empfiehlt. Die fordern den Nachweis, daß der von ihnen hoch Bezahlte gute Geschäfte gemacht und den Vortheil der Gesellschaft wahrgenommen hat. Nur nach dem Erfolg fragen sie, nicht nach dem Vorsatz; und es gilt ihnen gleich, ob mit dolus praemeditatus oder repentinus gehandelt wurde. Eurer Excellenz scheint der Ruhm reinen Wollens werthvoller als der erfolgreichen Vollwirksamkeit. *Еще ягода. Изъ моего опыта. Искать къ вамъ и доволно, на-  
gelegенheiten als ein Deutscher behandeln. Das ist schön; aber viel ist es nicht. Und die Bierhundert, die recht häufig schon dieses Treugelübde gehört haben, fangen an, unangenehm heiter zu werden. Weil Bismarck unter ganz anderen Umständen, in Stunden ernstester Gefahr, gesagt hat, Deutschland brauche nicht um Liebe zu werben, keinem noch so mächtigen Nachbarn nachzulaufen, die Freiheit seiner Entschlüsse nicht zu opfern: muß deshalb dieses Lied immer wieder angestimmt werden, auch wenn ringsum Alles ruhig ist? Wo ist denn heute der Gortschakow, der Deutschland ins Ba-*

fallenjoch zwingen will? Etwa in Petersburg? Da sitzt auf Gortschakows Stuhl Graf Lambsdorff, ein fleißiger Arbeiter, der die Welt nicht kennt, des russischen Reiches Grenze kaum je überschritten hat und froh ist, wenn man ihn in Frieden läßt. Da saßen vor ihm Lobanow und Murawiew, zwei Lebemänner, die mehr vom vieux marcheur als vom Oger hatten, wadere Zecher und gute Tänzer waren und, wie die Routine gebot, die Geschäfte führten. Und über ihnen thronte und thront ein stiller, friedlicher Schwärmer, der sich nicht überhebt und nie die Absicht gezeigt hat, den arbeiter mundi zu spielen. Woher kommen also die frechen Zumuthungen, gegen die Ihre Reden sich richten? Daß Deutschland stark ist und nach eigenem Willen sein Schicksal gestalten kann, weiß heute Jeder und Keinem kommt der Gedanke, dem mächtigsten Militärstaat eine Vasallenpolitik zuzumuthen. Ein Mann aber, der gar nicht bedroht wird und doch von früh bis spät den Nachbarn zuruft, er werde sich keine Bedrohung gefallen lassen, er sicher nicht, — ein solcher Mann wirkt auf die Länge ein Bißchen komisch.

Man muß gerecht sein und zugeben, daß die Fragen, die Ihnen im Reichstag gestellt wurden, nicht allzu klug erfunden waren. Sie sollten Auskunft darüber geben, ob des Kaisers langes Weilen auf britischem Boden „politische Bedeutung“ hatte und „wie zur Zeit unsere Beziehungen zu Rußland beschaffen sind.“ Das fragten die selben Herren, die Ihre afrikanische und Ihre asiatische Politik gebilligt haben und die insbesondere noch immer glauben, Deutschlands Haltung im Burenkrieg sei „vom kühlen Verstand geboten gewesen.“ Ihnen konnten Sie antworten: Weder zu England noch zu Rußland haben sich, seit ich zum letzten Mal zu Ihnen sprach, unsere Beziehungen verändert; und daran konnten Sie das schöne Bekenntniß ewiger Wahrheiten knüpfen. Nur läßt ein Politiker von Eurer Excellenz vielgerühmter Gewandtheit sich von Interpellanten ja weder überraschen noch seinem Wort den Weg vorschreiben. Sie wußten, was die Herren Schaedler und Graf Stolberg fragen würden, wollten, daß sie so und nicht anders fragten. Auch diese Inszenirung, der Unernst, womit die Sache behandelt wurde, mußte verstimmen; draußen im Land noch mehr als im Reichstag. Jeder fühlt, daß wir in eine üble Lage gerathen sind, daß, wie Herr Schaedler es auf seine Art ausdrückt, „der politische Horizont nicht im Gewande der Morgenröthe erscheint“, und Jeder wundert sich, daß der Kanzler, wenn er überhaupt spricht, in solcher Lage nicht mehr zu sagen hat. In Bismarcks ganzem Ministerleben finden Sie keine so leere Rede. An Bismarcks Zeit darf man aber wohl gar nicht mehr denken. „Von Allem“, hat Herr Professor Haffe

gesagt, „was damals geschaffen wurde, ist durch die Ereignisse der letzten zehn Jahren abgebröckelt worden, und zwar in einer Weise, von der einer unserer Kollegen auf der rechten Seite des Hauses mir jüngst privatim sagte, daß eigentlich nichts mehr zu verderben, nichts mehr niederzureißen sei. Wie es scheint, hielt man in maßgebenden Kreisen eine derartige Auffassung für die von ‚Vörglern‘, die den Staub der deutschen Heimath so bald wie möglich von den Schuhen schütteln sollten, weil man bei den zahllosen Festreisen durch das Land nicht die Werktagsgesichter sieht noch die verdrossene Stimmung hört. Bei Denkmalenthüllungen, Paraden, Jubiläen, sogar bei Jagden pflegen die Menschen in Festtagsstimmung zu erscheinen und freundliche Gesichter zu zeigen. Aber wir tagen hier nicht in Byzanz, sondern in der Hauptstadt des Deutschen Reiches; und unsere Pflicht und Schuldigkeit ist, der Stimmung unseres Volkes einen unverfälschten und rückhaltlosen Ausdruck zu geben, wenn wir uns nicht an Dem mitschuldig machen wollen, was jedenfalls kommen wird. Noch ist es Zeit zur Umkehr; aber es ist die allerhöchste Zeit!“ Solche Worte hat ein nationalliberaler Abgeordneter im Reichstag noch nie gesprochen. Und diesem Abgeordneten haben Sie nicht geantwortet.

Nicht Rhetorentriumphe bestimmen in der Geschichte eines Staatsmannes Werth. Sie wurden gestern als ein Genie angestaunt, werden heute belächelt und können morgen vielleicht schon wieder papierne Kränze auf Ihren Scheitel häufen. Das wechselt, wie Regen und Sonnenschein. Wollen Sie aber wirken, nicht nur gefallen, treibt Sie nicht das Applausbedürfniß, sondern der Schaffensdrang, dann müssen Sie der ersten Enttäuschung Ihres jungen Kanzlerlebens nachdenken und die Ursache suchen, die sie schuf. Das Dasein ist Ihnen lange leicht gemacht worden. Sie lösten einen Herrn ab, über dessen Politik Sie in Rom oft die Hände rangen, und setzten an die Stelle eines fahrlässigen Dilettantismus die auf gebahnten Wegen erworbene Diplomatenengewandtheit. Das wurde Ihnen gedankt, — um so lebhafter, als Sie für Jeden ein verbindliches Wort hatten, neben manchem Kollegen ein moderner Mensch schienen und bismärckische Reden anmuthig paraphrasirten. Das ging eine Weile, wäre noch länger gegangen, wenn in Afrika und in Asien nicht gerade die großen Auseinandersetzungen begonnen hätten. Nun genügten die kleinen Künste einer Epigonenpolitik plötzlich nicht mehr. Leiser erst und dann lauter wurde nach der Weltanschauung des Geschäftsführers gefragt. Der lächelte artig, feilte ein hübsches Wort und das jeden Mächtigen umwinkende Gefinde rief: Fallt nieder und betet den neuen Bismarck an! Doch man treibt nicht bismärckische Politik, wenn

man wiederholt, was Bismarck unter ganz anderen Verhältnissen einst gesagt hat. Es giebt im Leben der Völker Stunden, wo das nächste Ziel wenigstens entschleiert, der Wille der Nation und ihrer Führer zu geeintem Handeln zusammengefaßt werden muß. Eine solche Stunde ist für Deutschland gekommen. Wir haben auf Ihren Weckruf gewartet und haben nur rasch verhallende Worte gehört. Vielleicht liegt es an uns. Vielleicht ist unser Auge zu blinde, um Ihres Weges Ziel zu erkennen. Dann aber trifft Sie der Vorwurf, daß Sie mit unserer Kurzsicht nicht gerechnet haben. Herr Hasse rieth Ihnen, als ein Harun al Raschid von Haus zu Haus zu gehen und der Rede des einfachen Bürgers zu lauschen; wenn Sie dem Rath folgen, werden Sie merken, daß Niemand Ihre Politik versteht. Und wenn Sie über des Reiches Grenze gingen: Sie brächten die selbe unerfreuliche Wahrnehmung heim.

In einem Lande nur glaubt man, Sie zu verstehen. Sie sind „davon durchdrungen, daß es eine der vornehmsten Aufgaben unserer Politik ist, zu Rußland die freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen“. Leider ist die Bewältigung dieser Aufgabe Ihnen nicht gelungen. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland sind heute schlechter als in den Thoren Tagen des Caprivismus und die russische Presse schlägt, unter amtlicher Billigung, gegen Sie einen Ton an, der seit der Zeit des Berliner Kongresses nicht mehr vernommen ward. Ein Wort — natürlich ein bismarckisches — hilft Ihnen für kurze Augenblicke darüber hinweg. „Ich rechne es mir zur Ehre, wenn ich vom Ausland angegriffen werde, weil mir die deutsche Landwirthschaft nicht eine *quantité négligeable* ist.“ Können Sie im Ernst aber meinen, die petersburger Verstimmung stamme erst von dem Tage, da Sie der Landwirthschaft besseren Schutz gegen ausländische Konkurrenz verhießen? Es wird den Russen unangenehm sein, wenn sie an der deutschen Grenze für ihren Roggen höheren Zoll zahlen müssen; sie werden sich rächen und das Ende vom Lied wird sein, daß deutsche Fabrikanten, denen die Einfuhr nach Rußland verwehrt wird, im Zarenreich selbst Produktionsstätten errichten, — wenn es nicht anders geht, unter belgischer oder schweizerischer Firma. Nie aber hätte diese Tarifffrage den Groll erregt, dem der in keiner Diplomatenschule gesänftigte Herr Witte jetzt den derben Ausdruck gab. Dieser Groll war schon fühlbar, ehe über den künftigen Zolltarif geredet wurde. Die Russen fürchten, Deutschland plane eine ihnen feindliche Politik. Zuerst hat die Intimität mit dem Sultan sie mißtrauisch gemacht. Das Deutsche Reich, dachten sie, würde sich mit Abd ul Hamid nicht einlassen, wenn es ihn nicht gegen uns waffnen wolle. Sie sahen die ernste, offiziell und offiziös

von Berlin aus begünstigte Arbeit des deutschen Kapitals am Goldenen Horn und in Kleinasien, das persönliche Bemühen des Deutschen Kaisers, die islamitische Welt dem Christenthum des Westens zu gewinnen, hörten von einer neuen Eisenbahn, deren Trace bis an den Persischen Golf führen, von einer neuen Riesenbrücke, die den Bosphorus sperren soll. Und diese Unternehmungen sollen sämmtlich mit deutschem Gelde bezahlt werden. Der Slave, der selbst ein trefflicher Miner ist, wittert überall leicht Intriguen. Schnell entstand denn auch, im Ministerpalast wie in der Hütte des Ruschik, das Gerücht: Man will uns wieder vom Meer abdrängen, wieder in den Käfig sperren, die Frucht langer Arbeit uns rauben; und Deutschland steht an unserer Feinde Spitze. Die folgenden Ereignisse schienen diesem Geraun Recht zu geben. Der Burenkrieg bot die vom moskowitzischen Haß längst ersehnte Gelegenheit, Englands Raubgier zu zügeln. Ohne das Schwert zu ziehen, konnte Deutschland, wenn es der Tradition treu blieb, den Briten, wie bei San Stefano einst den Russen, sagen: Bis hierher und nicht weiter! Jauchzend wäre Europa dem Ruf gefolgt; und kein Zar — und erst recht keine Zarin — wäre mächtig genug gewesen, damals den russischen Islam für Großbritannien ins Feld zu führen. Deutschland aber änderte seine Politik und half den Engländern aus der Klemme. Unter dem Feuer seiner Kriegsschiffe erwarb es in Schantung ein Kolonialgebiet und zwang durch sein Vorgehen den Weißen Zaren zu einer feindsägigen Aktion gegen den Sohn des Himmels. Das war das Schlimmste. Seit Jahrhunderten lautet das erste Gebot der russischen Politik: Keine offene Feindschaft mit China! Danach hat schon Sophia Alexejewna, Peters Halbschwester, gehandelt. Rußland ist dem Reich der Mitte zu nah benachbart, als daß es wünschen könnte, mit ihm in Konflikte zu gerathen; nur an eine langsam vorschreitende wirtschaftliche Eroberung Chinas konnte es immer, kann es noch heute denken. Um diesem Ziel näher zu kommen, hat es die transkaspische und die transsibirische Bahn gebaut. Nun war es zu einer aggressiven Politik gegen China genöthigt. Und während es bisher nur England in Asien auf seinem Wege gefunden hatte, trat in dem deutschen Imperialismus ihm jetzt ein neuer, an Kriegsmacht stärkerer Konkurrent entgegen. Was seitdem geschah, ist'n aller Deutschen Gedächtniß. Zwei Verträge zwischen Deutschland und England. Die ungewöhnliche Auszeichnung der Herren Rhodes und Roberts. Die enthusiastischen Telegramme, in denen Wilhelm der Zweite mit stolzer Freude seine Ernennung zum britischen Feldmarschall den Lord Salisbury und Roberts meldete. Der Ring schien

geschlossen. Wenn die deutsche Politik so sichtbar vom alten, erprobten Pfade abbiegt, vor Aller Augen so sich den Briten verbündet, die ihr in Afrika und auf allen Weltmärkten doch lästig sind, dann muß sie Uebles gegen das Zarenreich planen. Eine Türken und Engländern verbündete Großmacht, die Kleinasien erobern will und in China den Oberbefehl an sich reißt, kann Rußlands Freund nimmermehr sein. Diese Großmacht muß man ärgern, wo irgend es möglich ist. Und will sie unserem Brotkorn nun gar noch die Schlagbäume schließen, dann soll sie im Rußen den Tataren erkennen lernen . . . So wird in Petersburg Eurer Excellenz Politik beurtheilt; so ist die Meinung im ganzen Reich der Reußen. Und einstweilen hat der General von Werder diesen Glauben noch nicht zu bannen vermocht. Er hat erklärt, Deutschland wüßte, in China mit Rußland zusammenzugehen; und ihm wurde erwidert, solches gemeinsame Handeln werde jetzt nicht ganz leicht zu bewirken sein. Er hat vorgeschlagen, dem Deutschen Kaiser den Titel eines russischen Feldmarschalls zu verleihen und so den Eindruck der englischen Ernennung zu verwischen; und die Antwort lautete, sehr höflich, sehr kühl: Das entspreche leider nicht den am Zarenhof geltenden Bräuchen.

Die dem General von Werder erteilten Aufträge zeigen schon, daß Sie mit der Wirkung Ihres Handelns nicht zufrieden sind. Sonst ließe sich ja darüber reden. Eine entschlossen gegen Rußland rüstende Politik: warum nicht? Zwar wird Mancher zweifelnd fragen, welcher Gewinn uns daraus erwachsen könne. Am Ende kann ihm der in höfische und diplomatische Geheimnisse Eingeweihte den möglichen Gewinn aber nachrechnen. Der Dreibund hat gelebt. Wir müssen an die Eroberung der deutschen Länder Oesterreichs denken. Auf diesem Wege wäre die slavische Vormacht kein allzu zuverlässiger Gefährte. Auch zu Kleinasien und zu einem großen ostasiatischen Kolonialreich würde sie uns schwerlich verhelfen. Was bleibt uns als ein Trugbündniß mit den Briten? England hat Geld, wir haben Menschen; England hat die Flotte, wir haben die Armee. Vereint können wir den Slaven, die stets untriegerisch und eigentlich nur in der Defensiv stark waren, den Anspruch auf die Weltherrschaft entreißen. In Asien brechen wir einen Zwist vom Baun, setzen uns zunächst einmal fest und zeigen, ohne Pardon zu geben, den Chinesen unsere militärische Uebermacht. Afrika lassen wir den Engländern, die ja doch schon die besten Bissen geschluckt haben. In Europa warten wir, bis unter einem jungen Regenten die Verwirrung in den Donauländern unerträglich geworden ist. Und inzwischen hat das deutsch-britische Kapital uns die fruchtbarsten Theile des Osmanenreiches erobert.



Das ist ein Programm; unsittlich und abenteuerlich wird man es nur nennen, bis es siegreich durchgeführt ist; dann heißt es genial und die Engel segnen den Erfinder. So ungefähr pflegen Weltreiche zu entstehen. Nur sind sie bis heute noch nie von innerlich demokratisirten Händlerstaaten gegründet worden, die einen Bundesrath, einen Reichstag und ein Duzend kleinerer Parlamente mitzuschleppen hatten. Und . . . Doch wozu weitere Worte? Sie denken nicht an solches Programm, ob man's Ihnen auch in Prag und in Petersburg zutraut. Sonst wären Sie in China nicht Schritt vor Schritt zurückgewichen. Sonst würden Sie dem Imperialismus auf seinen steilen Weg nicht das lastende Gewicht eines agrarischen Schutzzolles mitgeben. Sonst hätten Sie der Russenmission des alten Herrn von Werder nicht zugestimmt, nicht geduldet, daß er die weiße Fahne an die Nema trug.

Was aber wollen Sie dann?

Wartet nur, wispern Einzelne, die sich für inspirirt ausgeben; was Ihr jetzt seht, ist ein schlau erdachtes Spiel. Wartet nur, bis unsere Flotte fertig ist. Dann geht's gegen England, das einstweilen nur eingekullt werden soll, weil wir zur See noch nicht stark genug sind. Solcher Unsinn kann in Dienstbotenstuben ausgeheckt werden, nicht aber den ernstesten Politiker ernsthaft beschäftigen. Je mehr wir Großbritanniens Stellung in Afrika und Asien stärken, um so mehr stärken wir auch seine maritime Macht, in um so weitere Ferne schwindet die Möglichkeit, den Walfisch aus den Weltmeeren zu jagen. Wo also leuchtet uns Ihres Strebens Ziel? Wir lauschen auf jedes deutende Wort; und was hören wir? „Man würde mich sehr falsch tagiren, wenn man glaubte, daß ich für eine andere Politik zu haben wäre als für eine nationale, deutsche Realpolitik, die ich dahin resumire: gute und freundschaftliche Beziehungen zu allen Mächten, die in Frieden und Freundschaft mit uns leben wollen; aber volle Aufrechterhaltung unserer politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, auf die das deutsche Volk durch seine Kämpfe, seine Arbeit und seine Kulturhöhe ein unveräußerliches Anrecht hat.“ Und darum den Dreizaß in unsere Faust? Darum Weltpolitik und Weltmarschallsherrlichkeit? Um zu erhalten, was kein Staat uns bestreitet, keiner uns zu bestreiten die Kraft hätte, selbst wenn unsere Marine nie über den Status des Jahres 1890 hinausgelangt wäre? Dürfen wir uns da wundern, wenn solchen Worten der Glaube versagt wird?

Nein. Wo man die deutsche Politik ernst nimmt, sie nicht von Launen und unklaren Wallungen bestimmt glaubt, muß man ihrer gesteigerten Betriebsamkeit ein Ziel suchen. Jedes Kind weiß heute, daß es über kurz

oder lang in Asien zu einer Auseinandersetzung zwischen England und Rußland kommen muß. Jeder Erwachsene war bis vor ein paar Jahren überzeugt, das Deutsche Reich werde, um sich nicht ohne Noth zu alten noch neue Fährlichkeiten zu schaffen, dieser Auseinandersetzung so fern wie möglich bleiben. Sie, Herr Graf von Bülow, haben es nicht gewollt. Diese kritische Stunde haben Sie sich gewählt, um in China die Führung zu übernehmen und zugleich England Dienste zu leisten, wie selten ein Staat sie dem anderen zu leisten im Stande war. Sind Sie ganz sicher, daß Sie damit dem Gebot einer „nationalen, deutschen Realpolitik“ gehorchen? Und können Sie, mit einer über Jahrzehnte zurückreichenden Diplomatenenerfahrung, nun staunen, wenn ringsum ein Schütteln des Kopfes entsteht, da man Sie feierlich erklären hört, nichts Anderes sei Ihrer Wünsche Ziel als die Erhaltung der deutschen Selbständigkeit? Die konnten Sie wirklich doch billiger haben.

Kein Jorn und kein Schelten bringt Verlorenes zurück. Der Deutsche vertraut seinen Führern gern, sehnt sich lange schon, wieder vertrauen zu dürfen. Doch einen festen, unbeirrbaren Willen muß er fühlen. Seit zehn Jahren sieht er ein beständiges Schwanken und Zaudern, eine unstete, von der Vernunft nicht zu fassende Politik. Heute ist die Herabsetzung des Getreidezolls eine rettende That, morgen die Zollserhöhung die dringendste Pflicht der Regierung. Erlassen Sie mir, umständlich aufzuzählen, was Sie schauernd selbst erlebt haben. Diese Experimente waren nicht unbedenklich, so lange es sich um innere Reichsangelegenheiten handelte; in den Welthandeln müssen sie verhängnißvoll werden. Schon ist die erste Wirkung jedem Blick sichtbar. Die Engländer sagen den Russen: Seht Ihr: Deutschland können wir haben; wollt Ihr Euch nun nicht mit uns verständigen, — gut: dann macht Euch darauf gefaßt, das starke Deutsche Reich überall an unserer Seite zu finden. Und die Russen — Witte sagt, Uchtomskij schreibt es täglich — scheinen sehr geneigt, in die dargebotene Hand einzuschlagen. Das kann, da es hier von einem auf seine zwei Augen angewiesenen Publizisten seit zwei Jahren vorausgesagt wurde, dem über Vorgänge und Stimmungen ganz anders informirten Leiter der Reichsgeschäfte keine Ueberraschung bereitet haben. Ob man die Russen liebt oder haßt: nie kann der Deutsche wünschen, sie sich für unabsehbare Zeit verfeindet, nie, sie den Briten verbündet zu sehen. Wo fände er Hilfe gegen solche Koalition? In Oesterreich, wo die Slaven jeder Mehrung der zarischen Macht zujubeln und die Regierenden in des Busens Tiefe die Hoffnung bergen, das Deutsche Reich, dessen Glanz ihnen die Donaudeutschen aus der bröckelnden Staatsgemeinschaft lockt, möge bald

seinen Meister finden? In Italien, das die Großmannsjucht eitler Schelme der Gefahr des wirthschaftlichen Ruins ausgesetzt hat? Der Tag kann kommen, wo jedes Reich ein Interesse daran hat, Deutschlands junge Kraft zu brechen; er wird kommen, wenn Deutschland fortfährt, als ein Element der Unruhe allen anderen Staaten lästig zu werden. Davon wird heute schon in allen Hauptstädten geredet. Wollen Sie warten, bis man zur That übergeht? Dann müssen Sie Ihrer Sache sehr sicher sein, muß nie Sie die bange Frage bedrängt haben, wie es im Deutschen Reich wohl aussehen würde, wenn das Heer, wie es dem tapfersten schon begegnet ist, aus einem verlorenen Krieg heimkäme. Ein Volk, dessen Kulturhöhe Ihr beredter Mund rühmt, kann so lange nicht warten. Es wird der Verheißungen, der großen Worte mählich müde. Es will endlich wissen, wofür es sich rüsten, wohin es geführt werden soll. Die Zeit der kleinen Diplomatenkünste und offiziösen Vertuschungen ist vorbei; die Zeit ernster Entschlüsse bricht an. Deutschland will seinen Willen und fordert, als Lohn seiner Kämpfe und seiner Arbeit, nicht Phrasen mehr, sondern die klärende That.

Sie können lächelnd die Lippe rümpfen und sagen: „Vaiengeschwätz!“ Oder auch: „Bierbankpolitik! Die Russen werden, wenn wir recht nett sind, mit sich reden lassen. Und da ich mir für eine Weile jetzt die Konservativen und das Centrum sichere, werde ich im Reich und in Preußen Ruhe haben.“ Auch der Graf von Caprivi und der Fürst zu Hohenlohe haben gelächelt; auch sie waren stets froh, wenn sie für des nächsten Tages Nothdurft leidlich gesorgt hatten. Wo aber sind sie nun und wo ist ihrer Thaten einst so hell strahlender Ruhm, dem nur boshafte Wichte sich nicht beugen wollten?

. . . Eurer Excellenz haben des Märzmonats Ronen keinen Erfolg gebracht. Ihre Freunde nennen Sie ehrgeizig im größten Stil. Sind Sies, dann werden Sie die erste Enttäuschung nicht leicht verschmerzen, werden Sie der Frage nachdenken: Warum haben die Leute über eine Rede gelacht, die sich von früher bejubelten doch nicht im Geringsten unterschied? Und gewiß wird Ihre Klugheit, Ihr Patriotismus die Antwort finden. Wie würden wir dann uns der heilsamen Niederlage des Kanzlers freuen, wie gern Ihnen folgen, — nicht durch Dick und Dünn zwar, aber durch gute und böse Tage! Von Herzen gern. Alle; ohne Unterschied der Partei. Sogar

Eurer gräßlichsten Excellenz

allergetreuester Opponent

M. S.



## Unterseeboote.

Die Entwicklung der Unterseeboote ist in eine neue Phase getreten. Im Januar erregte ein neuer französischer Versuch mit den beiden Unterseebooten *Morse* und *Narval* bei Cherbourg um so mehr Interesse, als er vollständig glückte und der französische Marineminister de Lanessan und der Kriegsminister General André eine mehrstündige Fahrt unter dem Meerespiegel mit jenen Booten unternahmen.

Die Versuche mit Unterseebooten sind keine neue Erscheinung auf dem Gebiet des Schiffbaues; und ich beabsichtige nicht, auf die sehr primitiven und ganz vereinzelt Exemplare solcher Boote, die schon das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert hervorbrachten, einzugehen, sondern erwähne nur, daß Frankreich 1863 ein solches Boot, den *Plongeur*, und 1882 den mit elektrischem Motor versehenen *Goubet* herstellte und Spanien 1888 den *Péral* baute, dem es gelang, einen Hulf in die Luft zu sprengen. Allein diese Unterseeboote verschwanden bald wieder und man sprach kaum noch von ihnen, bis der französische Marine-Ingenieur Gustav Bédé ein neues kleines Versuchsbboot, den *Gymnote*, erbaute und die französische Regierung eine ganze Anzahl dieser Boote herstellen ließ. Sie sieht in ihnen ein wirksames Mittel des Küstenschutzes, das nach vieler Ansicht sogar die Inferiorität der französischen Flotte gegenüber der englischen auszugleichen vermöchte.

Welches Gewicht man in Frankreich heute auf das neue maritime Kriegsmittel legt, geht daraus hervor, daß die Kammern, nachdem sie die von der Regierung für den Bau von Torpedo- und Unterseebooten geforderten 63 300 000 Francs bewilligt hatten, aus eigenem Antrieb die Gesamtkredite für neu zu beschaffende Torpedo- und Unterseeboote um 10 Millionen, also auf 118 Millionen, erhöhten. Aus den Mitteln der ersten Bewilligung sollten hergestellt werden: 113 Torpedo- und 26 Unterseeboote, 1900 2, 1901 8, 1902 10, 1903 6; mit den mehr bewilligten 50 Millionen sollen 45 Torpedo- und 18 Unterseeboote erbaut werden. Die französische Flotte wird daher in den nächsten sechs Jahren 40 Unterseeboote erhalten und besitzt davon bereits 12, so daß ihre Gesamtzahl Ende 1906 56 betragen wird.

Heute haben sich schon zwei sehr verschiedene Typen von Unterseefahrzeugen in Frankreich herausgebildet: der *Morse* und der *Narval*. Der erste, mit dessen ursprünglichem Typus, dem Gustave Bédé, vor etwa zwei Jahren Versuche bei den Manövern bei Toulon gelangen, ist, obgleich auch er mit einem Torpedolancirohr versehen und lediglich auf elektrische Kraft angewiesen ist, hauptsächlich zur unterseeischen Aufklärung bestimmt, während der *Narval* in der Regel auf der Oberfläche und unter Dampf fährt und

sich der elektrischen Fortbewegung nur unter der Meeresoberfläche bedient, wenn er in die Nähe des anzugreifenden feindlichen Schiffes gelangt und sich dann senkt, um von seinem Torpedo Gebrauch zu machen. Langjährige Versuche erst führten zu den heutigen Konstruktionen. Das kann nicht überraschen, wenn man die Komplizirtheit der zu lösenden Aufgaben bedenkt. Zunächst mußte das submarine Boot eine genügende Schwimmfähigkeit erhalten, um seine Lage auf dem Wasser zu sichern, und doch keine zu große, um es auch sicher und rasch untertauchen und emportauchen lassen zu können. Ferner mußte die Respiration der Mannschaft unter Wasser so gesichert werden, daß sie möglichst langes Untertauchen gestattete, ohne daß durch ihre Unzulänglichkeit eine Minderung der physischen und moralischen Kräfte der Leute riskirt wurde. Ferner brauchte man einen starken Motor, um dem Boot eine ausreichende und möglichst lange währende Geschwindigkeit zu geben und ihm einen angemessenen Aktionsradius zu sichern. Als Dies erreicht war, mußte man daran denken, daß die Stabilität der Axe des Fahrzeuges in der Horizontalebene erhalten blieb, damit das Fahrzeug, wenn sich seine Spitze nach oben oder nach unten neigte, nicht plötzlich an die Oberfläche stieg oder sich auf den Grund senkte. Man erreichte das Ziel durch horizontale, nah am Rumpf angebrachte Steuerräder, deren verschiedene Stellung die Tiefe, in der das Boot fährt, zu wechseln gestattet. Man mußte ferner, trotz den auf die Busssole durch das Eisen und den Stahl des Bootsvoordertheiles geübten störenden Einwirkungen, einen gegebenen Kurs halten oder ihn mit Sicherheit ändern können, wenn die Lage es erforderte. Schließlich mußte dann noch das Schirmmögen unter Wasser gesichert werden; sonst half der ganze Apparat im Ernstfalle nicht.

Diesen Anforderungen scheint nun beim Morse und seinen Schwesterschiffen entsprochen zu sein. Nur die elektrischen Akkumulatoren sind noch sehr unvollkommen, weil Raum beanspruchend und schwer. Auch ist die Geschwindigkeit der Morse-Unterseeboote ziemlich gering; sie beträgt nur 6 bis 7 Knoten und ihr Aktionsradius überschreitet nicht 130 Seemeilen oder ungefähr 220 Kilometer. Diese Mängel haben zu dem Versuch geführt, einem anderen versenkbaren Boote die Eigenschaften zu geben, die man bei dem ersten Unterseeboot nicht erreichen konnte. Auch das versenkbare Boot fährt mit elektrischer Kraft unter Wasser; aber es ist mit einer Dampfmaschine ausgestattet, die ihm mit größerer Geschwindigkeit auf der Meeresoberfläche zu fahren gestattet, als die ist, die es unter Wasser besitzt. Das in Cherbourg erprobte versenkbare Boot Narval ist 34 m lang, hat 106 Tonnen Displacement und 12 Knoten Geschwindigkeit auf der Meeresoberfläche, die es für eine Strecke von 200 bis 300 Seemeilen zu halten vermag. Auch kann es während der Fahrt auf der Oberfläche mit Hilfe einer

Dampfmaschine seine Akkumulatoren zum Theil wieder laden, die ihm gerrathen, 45 Seemeilen unter dem Wasser zurückzulegen.

Ein Unterseeboot vom Morse-Typus kostet etwa 600 000, ein verfeinbares vom Narval-Typus etwa 900 000 Francs. Dem Morseboot scheinen Leichtigkeit und Schnelligkeit der Bewegung den Sieg im taktischen Wettkampf zu verbürgen. Das Verhalten des Narval erfordert den Wechsel im Motor, Uebertragungen der Bewegung und völlige Kondensation des Dampfes. Das beansprucht 17 Minuten, eine viel zu beträchtliche Zeit, selbst wenn sie, wie man bei den späteren Modellen hofft, auf 10 Minuten vermindert wird.

Die französische Flotte hat heute also unter dem Wasser gehende Fahrzeuge; doch damit sie unter dem Wasser kämpfen können und wirklich leistungsfähige Kampfwerkzeuge werden, muß erst die Frage ihres Schvermögens ausreichend beantwortet sein. Zwar versichert der Moniteur der Marine, das Periscop, der diese Sehfähigkeit sichernde Apparat, erfülle vollkommen seinen Zweck und verleihe auf 6 Meter unter dem Meeresspiegel die genügende Fähigkeit, zu sehen, was an der Oberfläche vorgeht. Allein diese Versicherung vermag kaum die Zweifel Derer zu beseitigen, die die Beeinträchtigung des Sehens durch Wasser und Dampf beobachtet haben. Und selbst wenn die Behauptung erwiesen würde, wären viele französische Fachmänner noch nicht zufrieden. Die durch das Periscop erhaltenen Uebersichtsbilder müßten auch rasche und genaue Messungen ermöglichen, damit der Kommandant des Unterseebootes wisse, ob er sich in wirksamer Torpedoschußweite vom Gegner befinde. Noch ist also das Unterseeboot ein recht unvollkommenes Werkzeug und ich habe nicht gehört, ob das am dreißigsten Januar vom Stapel gelassene vervollkommnete Morseboot *Le Français* — von 146 Tonnen, 36 Meter Länge und 2,75 Meter Breite — oder der jetzt bei Toulon erprobte, umgestaltete Goubet bessere Einrichtungen erhalten hat.

England wollte lange von den „blinden“ Unterseebooten nichts wissen, verfolgt jetzt aber die französische Entwicklung dieser Technik sehr aufmerksam. Schon vor längerer Zeit wurde ein, wie es hieß, gelungener Versuch mit einem Unterseeboot bei Sidney in Gegenwart des Admirals Pearson gemacht. Ist das Unterseeboot ein leistungsfähiges, ökonomisches und zugleich bewegliches und untwundbares Werkzeug der Hafenverteidigung, dann, sagen die Briten, müssen auch wir es haben. Auf alle Fälle sei England verpflichtet, bei der sorgfältigen und erschöpfenden Prüfung der jetzigen und voranschreitlichen Fähigkeiten und Grenzen der Unterseeboote nicht zurückzubleiben. Freilich sei die englische Flotte in der Annahme von Einrichtungen und Kriegswerkzeugen fremder Mächte stets etwas langsam gewesen. Sie dürfe aber nicht ganz einschlafen; und wenn eine neue Waffe bei einer so scharfsinnigen Nation, wie der amerikanischen, und einer so erfindertischen, wie

der französischen, in Aufnahme gekommen sei, so dürfe die englische Marine sie nicht vernachlässigen. Man erwartet daher, die Admiralität werde in das nächste Flottenbudget einen Posten für Unterseeboote besten Modells zum Zweck experimenteller Prüfung des Problems einstellen.

In den Vereinigten Staaten hatte man, nach dem schon im Jahre 1778 erfolgten Versuch mit einem Boot in Form einer Schildkröte, dessen Versenkbarkeit durch die Möglichkeit, eine gewisse Wassermenge aufzunehmen, geregelt wurde, in neuester Zeit Unterseeboote nach einem Modell des Erfinders Holland konstruirt; doch sollten sie nur am Schiffsrumpf versenkt werden und dort unter Wasser Reparaturen ausführen. Nun aber hat Hr. Holland auch ein Unterseeboot offener Gattung gebaut und er plant ein unterseeisches Fahrzeug neuer Konstruktion, das im Stande sein soll, den Atlantischen Ozean mit eigener Kraft zu passiren und auf den Bermudas, in Fajal und Lissabon anzulegen. Britische Fachleute bezweifeln einstweilen die Möglichkeit solcher schnellen Entwicklung. Doch gilt das jetzige Holland-Boot als der beste bisher erzielte Unterseebootstyp und Admiral Dewey sagte, als er eins davon gesehen hatte, zu Kongressmitgliedern, er hätte Manila nicht nehmen können, wenn die Spanier zwei solche Boote gehabt hätten; doch sei, fügte er hinzu, die Verwendung eines solchen Bootes auf die Hafen- und Küstenverteidigung beschränkt. Auch die Aktionfähigkeit der französischen Unterseeboote scheint über diesen Wirkungsbereich nicht hinauszugehen. Noch sind sie nur ein stark entwickelter Embryo, der allerdings schon heute vermöge seiner Torpedowirkung bei der Küsten- und Hafenverteidigung Frankreichs eine wichtige Rolle zu spielen berufen sein kann. Trotzdem sie einen Aktionsradius von 11 bezw. 30 Deutschen Meilen unter Wasser besitzen und der britische Kanal bei Calais nur  $5\frac{1}{2}$  Deutsche Meilen, bei Cherbourg dagegen 15 und an der Westmündung 22 breit ist, bleibt die Verwendung beider Unterseebootstypen zum Angriff auf die englischen Küsten und Hafenplätze, wenn sich die Karvalboote nicht außerordentlich exponiren sollen, vor der Hand im Wesentlichen auf die beiden schmalsten Stellen des Kanals, den Pas de Calais und den Theil zwischen Cherbourg und der Insel Wight und dem Solent mit Portsmouth, beschränkt. Wohl aber vermöchten die französischen Unterseeboote schon in ihrer jetzigen Beschaffenheit bei Blockaden und namentlich beim Angriff feindlicher Schlachtschiffe auf französische Häfen nicht zu unterschätzende Dienste zu deren Abwehr zu leisten. Jedenfalls verdient die unbestreitbare Entwicklung der französischen Unterseeboote nicht nur die Aufmerksamkeit Englands und der Vereinigten Staaten, sondern aller Seemächte, zu denen seit einiger Zeit ja auch Deutschland gehört.



## Renate Fuchs.

Vor einigen Jahren erschien unter dem Titel „Die Juden von Zirndorf“ ein Roman von Jakob Wassermann. Es war das Werk eines ein- undzwanzigjährigen Verfassers, ein zweifellos unreifes, chaotisches Buch, aus willkürlich an einander gereihten, traumhaft in einander verschwimmenden Skizzen und Bildern zusammengesetzt; aber diese Skizzen waren oft fein gezeichnet, das ganze Buch voll ungewöhnlicher Einfälle und, so weit es nicht grotesk und ungläubhaft wurde, von erschütterndem Inhalt. Dem Roman voran ging ein kleines Meisterwerk, ein „Vorspiel“, das künstlerisch weit vollendeter war als der Roman selbst, eine Judengeschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert, von jenem schwärmerischen jüdischen Messias Sabbatai Zewi handelnd, der im Osten aufstand und durch die Wunderlegenden, die er austreute oder die von ihm erzählt wurden, Staunen und Verwirrung über Juden und Christen brachte, bis die ganze seltsame Bewegung durch seinen Uebertritt zum Islam zerflatterte. In glühender Sprache giebt dieses Vorspiel ein düsterfarbiges Gemälde, einen blutigen Widerschein der fanatischen und orgiastischen Bewegung, die die Kunde vom Messias unter den Juden von Fürth hervorrief. Es war scheinbar ohne Zusammenhang mit dem folgenden Buch und doch mit ihm verflochten durch das Schicksal des selben Stammes, der Juden von Fürth und Zirndorf, die es schildert. Dadurch aber machte das Buch besonders Aufsehen, daß es so kühn und rücksichtslos in die Wirklichkeit unserer Zeit griff und zum ersten Mal mit dichterischer Kraft die ganze Judenfrage ergriff, namentlich die geistigen und seelischen Konflikte, die im Schicksal des so eigenartig begabten, so oft unterdrückten und immer wieder sich emporringenden Stammes inmitten der Rassen, deren höhere Kultur er aufgenommen hat, sich unvermeidlich ergeben mußten.

Die Schicksale, die sich in der Erzählung in einander verflochten, kreisen lose genug um einen Mittelpunkt, den Helden des Buches, Agathon Geyer, eine Figur, die nur mit dem Aljoscha in den Brüdern Karamasow verglichen werden kann. Die Figur des reinen, liebenden Menschen, der keine Konzeptionen kennt und darum, wenn ihm die Genialität der Liebe gegeben ist, zum Messias werden muß und zum Märtyrer; der in unserer Zeit aus dem Gymnasium ausgeschlossen wird und sein Volk und die Gesellschaft verläßt, um zum Russhil zu werden, wie Tolstoi, oder auf andere Weise dem Ruf des Geschicks zu folgen. Dostojewskij hat den beabsichtigten zweiten Theil der Brüder Karamasow nie geschrieben und wir wissen deshalb nicht, welche Rolle er seinem Aljoscha zugebacht hatte; wir lernen ihn nur in früher Jugend kennen. Agathon Geyer — der übrigens das illegitime Kind eines Christen und einer Jüdin ist — wird kein verzweifelter Utopist und



kein Schwärmer, der an sich selbst zum Lügner werden muß, wie Sabbatai Zewi; er erkennt die Unermeßlichkeit des modernen Lebens und die Hilflosigkeit des Einzelnen gegenüber seinem ehernen Räderwerk; aber die Kraft und der Ruf schweigen darum nicht: er geht, wie vor ihm Viele thaten, ein Leben der Liebe zu führen, den Menschen, denen er begegnet, eine gute Botschaft zu bringen, ihren Geist aus den Banden der Tradition und des Gesetzes zu erlösen, zu lieben und zu leiden, ohne Forderung für sich selbst.

Der Verfasser dieses Buches hat seitdem Mancherlei veröffentlicht: einen Roman „Melusine“, Novellen und viele kleine Erzählungen. Vortreffliches und Mangelhaftes. Hier brauche ich es nicht zu berühren, denn die „Juden von Birndorf“ führen wie ein wirres Vorspiel zu seinem neuen Werk, der „Geschichte der jungen Renate Fuchs“. Seit dem „Grünen Heinrich“ Kellers ist in deutscher Sprache kein so interessanter und tiefgründiger Roman erschienen. Der Titel sagt, daß die Erlebnisse eines jungen Weibes darin erzählt werden. „Es kommt eine neue Zeit für die Frauen“, sagt Agathon Geyer, der Held der „Juden von Birndorf“ und zuletzt auch des neuen Buches; „jedes Gefühl wird kräftiger in ihnen und sie fangen an, den sinnlichen Vorurtheilen zu mißtrauen, und wollen ihr Schicksal, ihr Frauenschicksal erleben und wollen nicht mehr leibeigen sein.“

Ein ganz eigenartiges Geschöpf ist die Heldin des Buches. Und doch wird vielen Lesern der Gedanke sich aufdrängen: solche Frauen kennen wir, mindestens aus unseren besten Hoffnungen und Träumen: so naiv und so kühn, so vornehm und doch so natürlich, aller Kultur theilhaft und doch nicht durch zu viel Bildung um ihre Ursprünglichkeit gebracht. Renate ist die Tochter eines reichen Fabrikanten und wächst unter froh behaglichen Menschen auf, die das Leben leicht nehmen; aber sie wird anders als ihre Schwestern. Sie ist schon in der Erscheinung so vornehm, so schön und reizvoll — Das wird nicht nur gesagt, wir fühlen es, so oft sie auftritt —, daß ein Verwandter des königlichen Hauses, der längst beschloffen hat, eine Bürgerliche zu heirathen, und der sie in einem Badeort kennen gelernt hat, um sie anhält. Man giebt einem Herzog, der weder alt noch häßlich ist, keinen Korb; und die Verlobung der jungen Renate Fuchs wird das Tagesgespräch Münchens. In der Gesundheit ihres jungen Leibes hat sie Freude an der Jagd und am Reiten, sie liebt alles Elegante und geht, fast ohne zu denken, dem fürstlichen Leben entgegen, das sie erwartet. Aber es liegt ein verborgener Ernst in ihrer Natur, ein Hang zum Sinnen und die Dinge des Lebens tiefer aufzufassen, ein Hang, der nur noch nicht geweckt ist. Da fallen ein paar Worte in ihr Gemüth, die von geistreichen, nicht allzu bedeutenden Menschen gesprochen wurden und die Fragen des Frauenschicksals auf Erden in ihr anregen. Sie sinnt den halb verstandenen Worten nach und es wird ihr

hang. Die Welt ist doch nicht ganz so, wie sie im Salon der Mama erscheint. „Müssen so Viele zu Grunde gehen, damit wir anständig bleiben können?“ Eine Freundin von ihr ist „zu Grunde gegangen“. In dem Augenblick, wo Renate erwacht, sieht sie auch schon Nüchternheit und Gleichgiltigkeit um sich, endlose Kälte und unerträglichen Zwang vor sich. Die Menschen halten diese Fragen für überflüssig und unpassend, — bis auf Einen. In diesen Tagen, da es in ihr zu gähren angefangen, begegnet sie einem jungen Mann, der ihr nicht mißfällt und der über diese Dinge feiner und ernster spricht als die Andern. Die Eindrücke der Tage verschwören sich, um sie zu enturzeln. Bei ihrem Verlobten begegnet sie vollkommenem Unverständnis, kühlem Herrenbewußtsein und einem Begehren, das sie abstoßt.

Ihre grade, starke Natur, fordert einen „Menschen“. Die große Bitte, die jeder ganze Mensch, sei er Mann oder Weib, an das Schicksal stellt, wieder einen „Menschen“ zu finden. Ihr Schicksal aber ist, lauter Unzulänglichkeiten zu begegnen. Jeder glänzt mit etwas Anderem, Adel, Geist, Jugend, Ruhm und Erymismus; Jeder versagt in dem Augenblick, da an den Grund seines Wesens gerührt wird und Verständnis für Höchstes und ungewöhnliche Entschlüsse von ihm verlangt werden. Sie aber kann sich mit Geringerem nicht zufrieden geben; und so wandelt sie suchend und irrend von Enttäuschung zu Enttäuschung, scheinbar abwärts, in der That empor. Das aber thut sie, ohne zu wissen, was sie sucht. Denn ihr sinnendes Wesen ist, wie bei vielen Frauen, nicht reflektirend, sondern impulsiv, sie kann nur in Bildern denken und all ihre Entschlüsse sind plötzlich und heftig, den Menschen, die sie umgeben, kaum verständlich; sie gehört zu Denen, die langer innerer Spannung bedürfen, im Augenblick aber, wo die Spannung unerträglich wird, mit einer um so unbeugamern Entschiedenheit handeln, weil sie sich ihrer Entschlüsse gar nicht recht bewußt sind. Es gehört zu ihren Qualen, daß sie sich nur schwer darüber klar wird, was sie quält; und sie ist Jedem dankbar, der ihren Pfad mit einem Wort erleuchtet. Sie fühlt, daß sie den Herzog nicht heirathen, daß sie ihre Existenz nicht weiterführen kann. Sie entflieht vor der Vermählung, zum Schrecken der Familie, zum Staunen und Skandal der ganzen Stadt. Sie entflieht mit dem selben jungen Menschen, bei dem sie für ihre Qualen und Zweifel Verständnis gefunden hat, einem jungen Mann aus guter Familie, wie deren Hunderte umhergehen, nicht gut und nicht schlimm, nicht geistlos, aber auch nicht bedeutend, mit großen Aspirationen und geringem Können, werthlosen Träumen, die ihm einen genialen Schein geben. Die — schriftliche — Liebeserklärung, die er ihr macht, ist feig und gewunden, eigentlich eine Entsagung; da Renate mit ihm fliehen will, erschrickt er fast.

Jede der vielen feingezeichneten Situationen deutet schärfer an, wie

unreif der in billigen Abenteuern erfahrene Jüngling ist, wie sehr Renate ihn überragt. Da seine Liebe in leidenschaftlicher Sinnlichkeit erwacht, will er sie durchaus heirathen, um ihrer sicher zu sein; denn Jeder, der sich als Usurpator fühlt, sehnt sich nach der Stütze der Legitimität. Da er sein Vermögen verliert, zittert er, auch sie zu verlieren, versteht gar nicht, daß das kindlich große Geschöpf davor gar nicht so sehr erschrickt; er benimmt sich immer kleiner, haltloser, verlogener, und je mehr sie enttäuscht von ihm zurückweicht und er ihre Liebe entgleiten fühlt, um so verzweifelter wird seine Leidenschaft, — bis er brutal wird und sie ihn verläßt.

Nun aber bekommt sie zu fühlen, was es heißt, die Gesetze der Gesellschaft verworfen und als Weib einen freien Weg gewählt zu haben. Sie sieht das verschlossene Thor nun von tief unten, das sie einst von hoch oben sah, und die im Ueberfluß Aufgewachsene merkt, was es heißt, kein Geld zu haben, wenn die Kleider schadhast werden und man neue nicht kaufen kann. Wie sie traumhaft durch die Straßen wandert, mit Schrecken da und dort Bekannten begegnet und sich „wie gepeitscht“ fühlt, da der Mann einer früheren Freundin sich ihre Besuche höflich, aber bestimmt verbittet! Sie findet Gesellschaft und Aufnahme unter den halben Existenzen der Bohème, bei den Gattinnen und Geliebten kleiner Literaten, die mit Liebe und Bewunderung beginnen und bald mit gehässigem Neid gegen die immer noch Prinzessinnenhafte und Bornehme enden. Sie aber, in ihrer unerfahrenen Einfachheit, begreift gar nicht, was man gegen sie hat. Sie wandert durch den Schmutz, ohne berührt zu werden, obgleich der Roth zu ihr emporspritzt. Da ist ein berühmter Schriftsteller, der sie umkreist, wie ein Geier ein verwundetes Thier, auf dessen Erliegen er lauert. Sie ist ein „großes Erlebnis“, das er „versäumt“ hat, seine Seele ist „voll unausgeträumter Träume“. Er bezahlt ihr Kleid und das Abendessen, er verschafft ihr ein Zimmer, wo sie Fächer für eine wiener Fabrik malen kann, — und versucht, sie zu küssen, und bringt sie in schlechte Gesellschaft. Er läßt es sich gern gefallen, daß man sie für seine Geliebte hält, und als sie ihn durchschaut und ihm Alles zurückschickt und fortgeht, schreibt er einen Roman, der sie beschmugt. Jede Zeile, die diesen Mann schildert, giebt eine Schattirung mehr, wie überhaupt kein Satz in dem ganzen Buche ist, der inhaltlos oder überflüssig wäre. Die Bilder sind oft zu dicht gehäuft und unklar, weil der Verfasser allzu prägnant sein wollte, aber nirgends wird er leicht oder gewöhnlich.

Renate wird Gesellschafterin in einem Hause verdorbener Spießbürger; sie ist den Leuten zu schön und zu stolz, und da sie den Mißhandlungen und Verleumdungen entflieht, fällt sie müde und verzweifelt einem Abenteurer in die Hände, der sie für sein Variétés-Theater engagirt, das eigentlich etwas Anderes ist. Dieser cynische und gewaltthätige Mensch ist nicht recht

„Jauhögst, „gagghuget, „E. mox. „vt. „Vähox. Verckdhu, „glsu, „vrao. „Becl., „vtao-  
 effant und begabt, froh und feig, Philosoph, Abenteurer und Geldmacher  
 zugleich, darzustellen; daß der Versuch nicht recht gelang, ist eine der emp-  
 findlichsten Schwächen des Buches. Renate kommt nach Wien, auf dem  
 Wege zum Abgrund, innerlich gleichsam erstorben, unter einer Maske von  
 Frivolität ihre verzweifelte Seele bergend. Ihr neuer Name „René Lusignan“  
 wird „ein gefeierter Name in gewissen Kreisen der Gesellschaft, welche man  
 neckisch die Lebewelt nennt“. Wieder geht sie davon, allein, nimmt ein Zimmer  
 in der Vorstadt, malt am Tage in einer Fächerfabrik, spielt abends Klavier  
 in einer Damenkapelle. Das dreiundzwanzigjährige Geschöpf ist müde und  
 hoffnungslos geworden; Alles hat sie enttäuscht, die Tage vergehen traumhaft  
 in monotoner Arbeit, bis ihre Glieder versagen und sie nicht weiter kann.  
 „Das ist keine Krankheit für den Doktor, Fanny“, sagt sie zu einer anderen  
 Arbeiterin, die sich halb scheu, halb mißtrauisch ihrer annimmt. Und nun  
 tritt die Liebingsgestalt des Verfassers, Agathon Seyer, in ihr Leben. Als  
 wärs das Ende eines Traumes, wird erzählt, wie Renate mit Agathons  
 Schwester zu dem Erkranken reist, dem ersten reinen und großen Menschen,  
 dem sie begegnet, wie die Beiden einander sogleich erkennen, wie ihnen ist,  
 als ob sie auf einander gewartet hätten und das Vergangene von Renate  
 fällt, wie ein Gewand, das an ihr nicht Theil hat. Agathon aber ist von  
 seinem Leben „zerrieben“; nur eine Nacht ist ihr mit ihrem wahren Gatten  
 gegönnt. Dann stirbt er. Sie aber lebt in stolzer Erinnerung, für das Kind,  
 das sie, nach seinem Vermächtniß, den Menschen fern aufzieht, wie Parsifal.

Dieser Schluß erinnert an alte Legenden. Er kommt vielleicht zu  
 plötzlich, zu überraschend für den Leser; nicht genug vorbereitet, nicht mit  
 hinreichenden Fäden herbeigezogen. Als Kunstwerk mag das Buch überhaupt  
 seine Mängel haben, obgleich es an Bildern und Gestalten reich ist, die, meist  
 mit wenigen Strichen, wie aus dem Leben gerissen sind; seinen Werth giebt ihm  
 Renates Gestalt. Wer ein solches Weib darstellen kann, so klar und zart zugleich,  
 wer sich in einen so scheuen, kindlichen und dabei so bedeutenden Menschen hinein-  
 fählen kann, Der ist bis in jene Gründe der Menschenseele gedrungen, aus denen  
 alles Erleben wie alle Kunst quillt. Ein eigener Reiz liegt über diesem schönen,  
 lieblichen, hilflosen und doch so starken Geschöpf, das wie ein qualvoll suchendes  
 Kind durch die Welt geht. Ihre wunderbare Naivetät ist nicht die der Un-  
 wissenheit, sondern die des großen Menschen und darum hat sie auch die  
 Unberührbarkeit eines solchen: was sie erlebt, gleitet an ihr vorüber, ist ihr  
 wie ein wirrer Traum „verzerrter, fragenhafter Gestalten“, die alle nach ihr  
 haschen und denen sie immer wieder erwachend entgeht. Wie die gequälte  
 Königin in Hebbels „Herodes und Mariamme“ von sich sagt:

„Eine Larve

Hat dort getanz und eine Larve stand.

Deut vor Gericht, für eine Larve wird  
Das Beil geschliffen, doch es trifft mich selbst",

so fühlt Renate die Wunden des Lebens, das nicht das ihre zu sein scheint. In kritischen Augenblicken ist ihr, als ob eine Andere neben ihr spräche, neben ihr lachte, neben ihr zum Revolver griffe . . . Nie ist so vollkommen dargestellt worden, daß die persönliche Größe eines Menschen nicht in seinen Reflexionen, sondern in seinen Entschlüssen und Handlungen liegt und daß es nicht darauf ankommt, was ein Mensch erlebt, sondern darauf, wie er es erlebt. Es ist ein im höchsten Sinn sittliches Buch. Und wenn der Schluß etwas Legendenhaftes hat: dieser Roman ist eine uralte Legende in ganz neuer Form, die oft erzählte Geschichte von der Erlösung Maria Magdalenas, von einer Erlösung allerdings nicht durch Reue, sondern durch Liebe. Das aber ist auch der wahre Sinn des alten heiligen Wortes. Renate heißt: die Wiedergeborene; und auch in dem Namen des Hundes Angelus, der Renate begleitet bis zu dem Abend, wo sie Agathon findet, liegt eine leise, unaufdringliche Symbolik. Jedes große, befreiende Buch muß ein Buch der Erlösung und der Wiedergeburt sein. Dies ist ein Buch von der Erlösung der Frauen, „die alten sinnlichen Vorurtheilen zu mißtrauen beginnen, die ihr Schicksal, ihr Frauenschicksal erleben und nicht länger leibeigen sein wollen.“

Wien.

Karl Federn.



## Augenblicke.

**R**aum und Zeit, sagt der größte und tiefste Denker des deutschen Volkes, Kant, sind nur Formen unserer Anschauungsweise; und daß in diesen Formen zugleich unsere Grenzen liegen, wissen wir ja Alle. Nur der Glaube versucht über sie hinwegzuweisen, aber auch die reichste und vollendetste Sprache der Welt hat für seine Hoffnungen keine anderen Ausdrücke als: „unenblich“ und „ewig“ oder „zeitlos“. Daran mag sich die Sehnsucht klammern; aber das Gehirn, das mit diesen Worten klare, von Raum und Zeit völlig unabhängige Begriffe verbinden konnte, hat noch nie funktioniert. Wie eine mythische Dämmerung liegt es jenseits dieser Grenzen für uns, aber zwischen ihnen webt Das, was wir die Welt, die Natur und unser Ich nennen, das Dasein in seiner äußeren Gesamterscheinung, Etwas, mit dem wir uns, bewußt oder unbewußt, oberflächlich oder eindringlicher, abfinden müssen und das wir „Leben“ heißen. Ein kurzes Wort für ein undankbares Stück Arbeit! Und doch: welch feierliche Augenblicke

hat auch diese Arbeit, Augenblicke, die, mit der Hast des Blihes uns streifend oder mit der Majestät des Orkans über uns hinwegrauschend, unseren Geist mit einer Erkenntniß befruchten, die uns für das ganze Leben leiten, weihen und beglücken kann! Jeder, auch der einfachste Mensch, hat einen oder mehrere solcher Sonntagsausgenblicke des Daseins in dem grauen Arbeitsbuch seines Lebens stehen, und da sie allein oft gerade so viel erzählen wie der ausführlichste Bericht über unser „Woher und Wohin“, will auch ich des einen oder anderen der mir gewordenen hier gedenken, denn sie haben mich die Natur, meine Zeit und mich selbst erkennen gelehrt und mir so die Arbeit meines ganzen Daseins erleichtert.

Ich weiß nicht, wie es kommt; aber gerade der erste dieser Lebensmomente hat die tiefste Spur in meinem Innern zurückgelassen, die einschneidendste Furche durch mein Gedächtniß gezogen, obgleich er keineswegs meine äußeren Schicksale wandelte und außerdem eine Zeit meines Daseins traf, die von der ganzen, erschütternden Tragik solcher Ereignisse meist nur das Brutalste empfindet: den Schreck; denn ich war damals ein kaum sechsjähriges, vom Glück noch geradezu verwöhntes Kind. Und doch: wie hell und scharf umrissen steht dieses Ereigniß noch heute vor meiner Seele!

Es war ein sonniger Junimorgen und wir Kinder tollten übermüthig im Garten umher. Hinter uns lag ein mit größtem Appetit eingenommenes Frühstück und vor uns das Versprechen der Mutter, uns um zehn Uhr nicht nur die gewohnten Butterbrote, sondern auch die ersten Erdbeeren in den Garten zu schicken. Das war Grund genug, doppelt lustig zu sein; und wir waren auch rechtschaffen, wie sich angesichts solcher lukullischen Hoffnungen eben gebührte. Da, plötzlich, scholl von der breiten Hauptstraße des Dorfes ein gelendes Wehgeschrei herauf; und im nächsten Augenblick ward die sonst so friedliche Sommerluft von einem vielhundertstimmigen Horn- und Wuth-Geheul erschüttert; wie ein Donner brach sich das Echo dieses Getöses an den hohen Mauern unseres Wohnhauses und athemlos, vom Schrecken gebannt, hielten wir im Spielen inne.

Da knarrte auch schon die Gartenspforte; aber statt der noch vor Kurzem so sehnsüchtig von uns erwarteten Magd mit den Butterbrotten und Erdbeeren erschien der Kutscher, stürzte bleich auf uns zu, hob meinen Bruder links, meine kleine Schwester rechts auf den Arm, hieß mich so schnell wie möglich nachlaufen, — und fort ging's, dem Hause zu, als sähe uns der Tod oder ein böser Geist im Nacken. So dachte ich wenigstens und glaubte, damit schon das Schlimmste angenommen zu haben, denn damals hatte ich noch nicht die Erfahrung, sondern bloß die Namen des Unglücks und Schreckens kennen gelernt und selbst diese — o selige Zeit! — nur aus meinen Märchenbüchern . . .

An der Treppe stürzte uns die Mutter entgegen. „Da sind sie! Nur schnell hinein!“ Und gleich darauf waren wir im hintersten Wohngemach. So bang und so beklommen war aber auch zu Muthe war, hatte ich doch bemerkt, daß nicht nur alle Thüren hinter uns sorgfältig verriegelt und verrammelt wurden, sondern auch, daß man sämmtliche Innen- und Außen-Läden der Fenster verschlossen hatte; mit dem Bewußtsein, daß draußen der herrlichste Sommermorgen lächelte und strahlte, saßen wir plötzlich in grauer, unheimlicher Dämmerung. Das Hausmädchen mußte zu unserer Beruhigung zurückbleiben, während die Mutter, der Kutscher und die anderen Stützen des Haushaltes gleich athemlos

wieder davoneilten. Meine Geschwister weinten, die Magd jammerte, draußen schlugen alle Hunde des Dorfes an und das furchtbare Wuthgeschrei und Wehgeschrei ward immer stärker, kam immer näher und verhallte endlich chaotisch alle anderen Töne. Aber so schlimm mir auch zu Muth war: die Reugier und angeregte Phantasie gaben mir die Sprache wieder; auch glaubte ich, so ungefähr zu verstehen, was dies Alles bedeuten mochte.

„Du“, fragte ich, den Arm der Magd ergreifend, „ist Das vielleicht die Wilde Jagd?“

„O Kind, verübdige Dich nicht“, kam es aus dem Munde des armen Mädchens einfach, aber mit unvergeßlich zurück. „Das sind die Arbeiter!“

„Unsere Bergarbeiter? Ach geh! Papa ist so gut mit ihnen und sie bringen uns immer Blumen und Erdbeeren mit aus dem Wald; warum soll ich mich vor ihnen fürchten?“

„Ja, Kind, wenn der Mensch wie ein Stück Vieh mißhandelt wird, ist er viel im Standel!“

„Aber wer hat sie denn mißhandelt?“ fragte ich schon weinerlich. „Papa hat sie doch so lieb und ist gar nicht zu Hause!“

„Freilich, aber der Herr Verwalter hats gethan, weißt Du?“

„Ja, wie hat ers denn gethan, Vina?“

„Na schau, Kind: er hat dem Aermsten unter ihnen befohlen, in einem alten, schlecht unterzimmerten Schacht zu arbeiten, und kaum ist der arme Schlicher eingefahren, so bricht Alles über ihm zusammen, die Balken zerquetschten ihn und die Erde erstickte ihn . . . und jetzt ist er tot!“

„Tot!“ wiederholte ich leise; „ja, aber warum ist er denn hineingegangen? Ich hätte es nicht gethan, und wenn der Herr Verwalter noch so geschimpft hätte!“

„Ja, Kind, — Du! Aber wenn man so arm ist: was thut man da nicht Alles uns liebe Brot! Und jetzt haben seine Kinder erst keinen Vater mehr; und es sind ihrer sechs! Und das arme kranke Weib! Hörst Du sie schreien? Das ist sie! Ach, Kind, wenn nur Dein Vater zur rechten Zeit zurückkäme! Sonst zünden sie uns noch das Haus über dem Kopf an!“

„O, der Papa! Wo ist der Papa!“ riefen meine Geschwister unter Thränen. „Ach, wenn der Papa nur schon da wäre!“

Er war schon da, zu unser Aller Glück; mit dem Muth der Unerbrotlichkeit, den das Bewußtsein stets erfüllter Pflicht verleiht, trat er barhaupt vor seine Arbeiter hinaus und sprach zu ihnen. Klar und mild tönte die Stimme meines Vaters durch die plötzlich eingetretene Stille, aber diese Stille konnte auch nur die Ruhe vor dem Sturm bedeuten und im nächsten Zimmer harrten meine Mutter und das ganze Gefinde im Bann einer Todesangst, der Worte zu verleihen gerade Denen am Wenigsten möglich ist, die solche Ereignisse schauernd miterlebt haben.

Ich weiß nicht mehr, was und wie lange mein Vater sprach; aber seine Worte müssen die Arbeiter nicht nur besänftigt haben, sondern ihnen auch tief zu Herzen gedrungen sein, denn sie riefen ihm ein donnerndes „Scrousko!“ zu und damit war der Bann des Schreckens gelöst. Aber nun ließ ich mich nicht mehr halten: ich lief zum nächsten Fenster, stieß die Läden auf und starrte hinaus.

Ja: Das waren sie, unsere wackeren rumänischen Arbeiter! Ich kannte die meisten unter ihnen, denn wie viele hatten mir schon Blumen und seltsames Gestein gebracht oder mir an den Abnungstagen draußen im Vorgimmer von den Kobolden und Berggezen erzählt! Und doch! Heute kamen sie mir so fremd und ganz anders vor; mir war, als sähe ich sie Alle zum ersten Male, denn zum ersten Male hatte ich gehört, daß es Menschen gebe, die um des lieben Brotes willen so viel wagen und dulden müssen. Zum ersten Mal sah ich ihre hohlen Wangen, ihre rauhen, vom Kohlenstaub verkrusteten Hände und die tiefen Furchen, die der harte Kampf ums Dasein in ihre Stirnen gerissen, und das Gefühl einer ungeheuren Schuld überkam mich, — mich, die so heiter und sorglos bisher ihr Brot gebrochen!

Also da draußen gab es Menschen, die so elend waren, daß die magende Sorge um der Ihren Dasein sie selbst dem Tode entgegenpeitschte, wenn es galt, ihnen die letzten Bissen für den nächsten Tag zu sichern! Menschen, die Noth und Armuth zu solch hündischer Folgsamkeit erzogen hatten, daß sie stumps und willenlos, gleichsam mit geschlossenen Augen, ins Verderben gingen, wenn es ihnen befohlen wurde, — um des lieben Brotes willen, als wäre nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern auch ihr ganzes Selbst Dem unterthan, der sie bezahlte! Wohl war der Besitzer des Bergwerkes ein milder und gerechter Mann und mein Vater mehr der Freund als der Vorgesetzte seiner Arbeiter. Das wußten Alle. Und doch hatte die harte Schule des Lebens sie so tief erniedrigt und entwürdigt, daß das launenhafte Geheiß des nächstbesten Beamten sie widerspruchslos in die Arme des Todes hineinjagen konnte.

Damals natürlich hatte ich nur die naive Empfindung für dies Alles, aber um so wichtiger traf und erschütterte es mich; und all meine späteren Gedanken hierüber haben sich immer wieder aus dieser Empfindung ausgelöst, die mir geblieben ist als das Gefühl einer ungeheuren Schuld, unter deren Last unser ganzes Jahrhundert keuchen müsse. Heute weiß ich aber auch, daß an jenem Tage nicht nur die silbernen Märchenschleier vor meinem Geist zerissen, die des Kindes Phantasie über das unheimliche Räthsel „Leben“ gebreitet hatte. Im Innersten unseres Wesens schlummert noch ein anderes Märchen, das wir mit allem Zauber und vielem Wohlgefallen auszustatten pflegen und das uns zum Dank dafür so verhängnißvoll glücklich und blind sein läßt; es heißt: Selbstsucht. Und daß der Sturm jenes Ereignisses mir auch die Lüge in der eigenen Brust enthüllte: Das empfinde ich noch heute als die Weihe jenes Augenblickes.

Sechzehn Jahre später. Ich hatte die Ruinen Roms gesehen, auf der Höhe des Palatin die zerbröckelnden Trümmer der Caesarenpaläste, in der Tiefe des Forum die hingestürzten Tempel der Götter Roms, denen, wie allen Göttern, der Glaube, der Haß und die Furcht ihren Weihrauch gestreut. In der Grabesnacht der Kataomben hatten die mythischen Schauer des Christenthumes meine Seele durchrieselt. Wer dort hinabgestiegen ist, wer sie durchwandert hat, begreift, daß der toberachtende Glaube, der sich diese Zufluchtsstätten geschaffen, später die morsche Götterwelt zertrümmern und ans Licht steigen mußte, siegreich, weltbeherrschend, wie jede geschichtliche Nothwendigkeit. Welch stolze Tempel und



herrliche Basiliken hat er sich dann draußen im Licht gebaut! Und sie stehen noch alle und laden die hingebende Andacht des Glaubens oder frommen Gedächtnisses zu stummer Bewunderung in ihre marmorglänzenden Räume, denen die Pinsel und Meißel der gewaltigsten Künstler die ergreifendste Sprache geliehen. Es sind Räume, die uns so erhaben und heilig anmuten, daß wir den Widerhall unserer eigenen Schritte als Profanation empfinden, denn fast jede dieser Kirchen umschließt den Leib eines heiligen Dulders und die zitternden Reflexe der Lampen, die an diesen Grabstätten zum ewigen Gedächtniß leuchten, stehen sich von den wiederpiegelnden Marmorböden geheimnißvoll ergreifend in jede Seele hinein, ob wir nun die Namen der Märtyrer gläubig in weltentzündeten Gebeten anrufen oder nur den Muth und die Stärke bewundern, die sie zu Heroen ihres Geschlechtes machten; denn das Uebermenschliche wird sich immer und überall Tempel bauen und Herzen erobern.

Und doch . . . und doch: der einzige Gedanke, wie Viele da draußen schon gleichgiltig vorübergingen und wie Viele innerhalb dieser Tempel nur noch das Menschliche am Christenthum empfinden und würdigen, — er allein genügt, um auch hier das starre Medusenhaupt der Vergänglichkeit zu entschleiern. Stein, Gold und Menschenglaube tropen lange der Zeit, aber auch sie gräbt ihre Katafomben, lautlos, unhörbar und doch so weit und schaurig kassend, ein Grab für Alle und Alles. Und wir glauben, leiden und ringen über diesem Grabe, machen unser Bischofs Geschichte und ahnen nicht, daß die Zukunft uns und unseren Zeitwerthen bereits den Boden unter den Füßen weggegraben hat. Und nun erst dieser Boden: Rom!

Ich fühlte mich damals geradezu elend; so unbarmherzig und eindringlich war ich noch nie über die Hinsälligkeit menschlicher Größe und Gedanken belehrt worden. Jede einsam aufragende, verwitterte Säule dieser Ruinen erschien mir wie ein höhnisches Aufzeichen nach dem kurzen Worte „Gewesen“; und dies Wort lag hier in der Luft, immer und überall! Wer aber noch lebt, möchte von solchem Zwiespalt genesen und wenigstens die Gegenwart nicht schon als Vergangenheit empfinden. Ich wollte die *Diei consortos* meiner Träume noch einmal vergolden, wie der wackere *Vettius Ugorius Prætextatus* es mit seiner Vaterstadt gehalten, obgleich er schon wußte, daß unter der *terra sacra* Roms die Katafomben der Christen gähnten, und darum eilte ich nach dem wogenschimmernden Golf von Neapel. Dort suchte ich Gesehung; sie ward mir, — doch auf ganz andere Weise, als ich mich erhofft hatte.

Eine zauberische Vollmondnacht war über die Höhen Sorrentos herabgeglitten und hatte sich strahlend wie eine Liebende an die leise aufathmende Brust des Meeres geschmiegt. Ich wandelte schlaflos in meinem Zimmer auf und nieder. Noch stand ich unter dem Banne Roms . . . Auch in mir drohte es Nacht zu werden, aber eine Nacht, die keine Sterne mehr hat. In solchen Augenblicken schweifen die Gedanken weit ab, in trostlose Oede, und wir ahnen, daß wir uns selbst verlieren können für immer.

Auch mir geschah so. Und doch: eine einzige, rein mechanische Bewegung meiner Hand sollte all meinen Gedanken und Empfindungen eine andere Richtung geben. Plötzlich, ohne es eigentlich zu wollen, hatte ich die Thür meines Gemaches geöffnet und war auf den über den Meeresstrand hinaushängenden

Balkon getreten. Leise plätscherten unter mir die Wogen an, in dem weichen, sanft einfließenden Rhythmus eines Wiegenliedes; und von einem Mutterruf umschmeichelt, beugte ich mich weit vor und lauschte hernieder.

Aus dunkelsammetener Ferne blickten die Lichter Neapels über den Wolf herüber und in starrer Majestät trug der tropische Jesus sein Haupt dem Firmament entgegen. Das leichte Rauchwölkchen, das wie eine unheil kündende Ahnung, wie ein Donnergebante Kronions sonst immer seine Stirn umbüferte, schien, vom Mondlicht verklärt, wie ein in silbergraue Fäden gefüllter, seliger Geist in den Weltraum hinauszuschweben, weit, weit, und mir war, als müsse es auch die Empfindung dieser Seligkeit haben. Zuweilen schimmerte es mitten im Meer blendend weiß auf, wie der Flügel eines lautlos über der Fläche herangeleitenden Schwanes. Das war der perlende Schaum, der die Häupter der Wellen krönte und mit ihnen auf- und niederschaukelnd wie glitzernder Atlas die Mondstrahlen reflektirte oder, von den Blüthen bis ans Ufer getragen, in schimmernden Blüthenknoten an den hängenden Zweigen der Weiden und den knorrigen Wurzeln der Steineichen haften blieb, bis Bläschen um Bläschen des zitternden Gebildes zerrann und nur noch hier und dort ein einzelner Tropfen phosphorescirend aufleuchtete, wie ein wunderbarer Edelstein oder ein blühendes Auge der Tiefe.

Und leise, aber unaufhörlich kam Welle um Welle herangezogen, in gleichem Rhythmus, nach den selben ewigen Gesetzen, stets eine andere und doch scheinbar immer die selbe, eine ins Unendliche fortfluthende Endlichkeit. Und plötzlich war mir, als fühle ich diesen Rhythmus auch in mir ebbend und wogend, geheimnißvoll und doch so beseligend mein ganzes Wesen durchdringend, auf daß es sich eins fühle mit Der, die es geschaffen und ihr Mystereum in meine Brust gelegt: der Natur! Ist nicht auch der Geist nur eine Schaumperle ihres ewigen Wogenganges und das Bewußtsein ein phosphorescirender Tropfen, den sie an den Strand ihrer Schöpfung geworfen? Ein Auge der Tiefe, das in uns leuchtet, aber auch in uns und mit uns erlischt, wie die Schaumbläschen der Meereswellen? Das Meer selbst aber fluthet fort. Und eine tiefe, selige Ruhe überkam mich. Der Stolz des Menschen, der so eifersüchtig über den Fortbestand aller Gedanken und Werke seiner Gattung wacht, war in meiner Brust verstummt, die Natur hatte mich wieder an ihr Herz gezogen und zum ersten Male empfand ich es wie eine süße Gewißheit, daß ihre Arme, selbst wenn sie uns der Vergänglichlichkeit überliefern, nur Mutterarme sein können. Sind Werden und Vergehen, ihre scheinbar so tragischen Befehle, nicht auch nur Formen unserer Anschauungsweise? Sie allein spinnt an dem Räthsel des Daseins; und Dem, der mit hochmüthig thörichter Hand in ihre Gewebe fährt, könnte es geschehen, daß er verhängnißvoll gerade jenen Faden abrisse, an dem der Humor der Mütter die Centnerlast seines ganzen unberechtigten Hochmuthes baumeln läßt, obgleich oder gerade weil es der dünnste ist, — der Faden seines eigenen Lebens!

Ja, Raum und Zeit sind nur Formen unserer Anschauungsweise. Und der Gedanke, daß gerade unser Bewußtsein unsere Grenzen zieht, sollte uns der großen Unbewußten gegenüber Demuth lehren; denn was ist Menschengestalt und Menschenwerk in ihrer Hand?

Wien.

Maria Eugenie belle Grazie.



## Frühlingsbild. \*)

Sieh dort die Frauen auf der Wiese gehn,  
 Des Morgentraums lichtathmende Gestalten;  
 Wie Frühlingsblüthen sind sie anzusehn,  
 So elfenzart und blaß und schlank und schön . . .  
 Und lächelnd sie sich an den Händen halten.

Und auf der Wiese spricht und flammt und glüht  
 Es von Narzissen, Iris und Ranunkeln,  
 Die eben unterm Frühlingshauch erblüht;  
 Thautropfen sind darüberhin gesprüht,  
 Die in den ersten Sonnenstrahlen funkeln.

Die Mädchen schreiten auf dem Wiefengrün  
 Wie Morgenwölkchen über Wasserflächen,  
 So traumhaft weich entschweben sie dahin;  
 Sie wollen zu der Waldeskönigin,  
 Um dort der Blumen zaubrischste zu brechen.

Doch wo die Sonne brennt am Waldesrand,  
 Da harren ihrer blühend still drei Knaben;  
 Sie schaun sich in die Augen unverwandt,  
 Dann fassen sie sich leise bei der Hand —  
 Hast Du gesehn, ob sie geküßt sich haben?

Vergessen ist die Waldeskönigin,  
 Vergessen ist die Blume ihr zu Füßen,  
 Verwandelt ist des jungen Lebens Sinn —  
 Der Mittagstraum zieht schauernd drüberhin,  
 Und jubelnd ihn die Frühlingsherzen grüßen . . .

Hamburg.

Theodor Suse.

\*) Aus „Merlin“, einer Dichtung, die nächstens bei S. Hirzel in Leipzig erscheint.



## Fruchtbarkeit.

„Wir Alle leben um unserer Nachkommenschaft willen“ sagt Havelock Ellis in den Schlussworten zu seiner Untersuchung über die sekundären Geschlechtsunterschiede zwischen Mann und Weib. Dieser Satz, der keine Antwort enthält auf die Frage nach einem Sinn oder Zweck des Lebens, giebt ein Wesen wieder, das wir in allen Organismen ausgedrückt finden: jedes Lebewesen hat seinen physiologischen Schwerpunkt in den der Erhaltung seiner Art dienenden Funktionen; die Mittel der individuellen Erhaltung und Bertheidigung und seine Lebensdauer scheinen ihm nur in dem Verhältniß zugemessen, wie sie die Erhaltung der Art erfordert. Das Individuum ist nichts, die Art ist Alles. Alle Organismen sind mit größter Vollkommenheit dem einen und einzigen Zweck angepaßt, den Lebensfunken weiterzugeben.

Auch die Intelligenz sehen wir im Dienst dieses Zweckes heranwachsen. Die ersten Ansätze der Voraussicht, die ersten Akte, die nicht nur eine Reaktion auf einen direkten Reiz vorstellen, finden wir an die Brutpflege gebunden. Aber die Intelligenz in ihrer höchsten Form ist ein rebellischer Diener der Naturzwecke geworden. Der Mensch ist das einzige Thier, das von dem ihm von der Natur gegebenen kargen Tagelohn Etwas zurückzulegen vermag. Er hat durch seine Organisation seine Kraftausgabe im Kampf um die Unterhaltung vermindert, er erbt ein Kapital von Erfahrungen und Werkzeugen und häuft so einen Schatz von Energie an, den er nicht an die Art abliefern, sondern umsetzt in individuelles Lebensgefühl. Seine potenzierte Intelligenz läßt ihn den gewaltigen Mechanismus übersehen, in dem sein fühlender, lebendiger Leib, seine Sinne und seine Nerven ein Theil sind. Was bei der Natur Begleiterscheinung oder Mittel\*) ist, Lust und Schmerz, wird vom Menschen bewußt gesucht und gekostet. Sie geben ihm einen Maßstab für den Werth des Lebens, wie sie — als Wohl oder Weh der Allgemeinheit — den Kompaß für seine Ethik abgeben. Und daraus folgt für ihn eine andere Reaktion auf innere und äußere Reize als beim Thier. Die Grenzen für diese Abweichung sind auf der einen Seite gegeben durch seine technische Macht über die innere und äußere Natur, auf der anderen durch die unabänderlichen Bedingungen, an die die Fortdauer alles organischen Lebens gebunden ist.

Wenn die gesellschaftliche Organisation ein wesentliches Mittel, vielleicht die Bedingung sine qua non der Erhaltung der menschlichen Gattung war, so ist ihr „Zweck“, so weit er in den Aspirationen der Individuen zum Ausdruck kommt, nicht nur der der Erhaltung, sondern des Wohlseins. Nicht Leben nur, sondern menschenwürdiges Leben ist ihre Forderung. Der soziale Mensch lebt nicht nur um seiner Nachkommenschaft willen.

\*) Die Wörter Mittel, Zweck, Gebot und so weiter werden hier und im Folgenden in Bezug auf die Natur gebraucht, um müßfällige und schwerfällige Umschreibungen zu vermeiden. Die der teleologischen Interpretation der natürlichen Erscheinung entsprungenen Wörter haben den Vortheil der Kürze und Anschaulichkeit, der ihren Gebrauch — sobald man sich ihrer bildlichen Bedeutung bewußt bleibt — entschuldigen dürfte.

Die Tendenz, die Natalität zu beschränken, macht sich in den Oberklassen aller Länder Europas geltend. Rationalökonomien und Verzte, Priester und Philosophen sind gegen diese Tendenz zu Felde gezogen, im Namen des nationalen Reichtums, der Volksgesundheit oder Sittlichkeit, ohne ihr Einhalt thun zu können. Zola hat in seinem letzten Roman ein Hohes Lied der Fruchtbarkeit geschrieben, eine Hymne der Zeugung und Geburt und ein Abscheu erregendes Bild der Gesellschaft entworfen, die sich den Geboten des „ersten Evangeliums“ nicht fügt.

Es ist schwer, ein Buch über die Bevölkerungsfrage zu finden, das nicht voll von Invektiven gegen die neomalthusianische Phase wäre, in die diese Frage für einen großen Bruchteil der Bourgeoisie aller Nationen getreten ist. Der Vorwurf des Egoismus, der Unfittlichkeit, der Wibernatur ist so sehr auf der Tagesordnung, daß wir ihn sogar bei Rationalökonomien finden, die die hohe Fruchtbarkeit einer Nation als ein Hemmnis ihrer wirtschaftlichen Entwicklung ansehen. Sie berufen sich auf die thatsächliche Verminderung der Geburten als eine Bestätigung der Hypothese, daß mit steigender Kultur die Natalität sinkt, ohne aber den direkten Ursachen dieses Sinkens auch nur ein Wort ihrer sittlichen Entrüstung zu erlassen. Selten ist noch eine soziale Erscheinung so viel mit Worten begeistert und in der That anerkannt worden wie die willkürliche Beschränkung der Geburtenzahl. Stehen wir wirklich vor einem Bankrott der menschlichen Opferfähigkeit, der elterlichen Gefühle, vor einer Potenzierung des Egoismus, der Genußsucht in den Klassen, denen, dank ihrer wirtschaftlichen Lage, die Errungenschaften der Kultur am Leichtesten zugänglich sind?

Zweifellos ist die Beschränkung der Nachkommenschaft oder der völlige Verzicht auf sie in einer Reihe von Fällen ein Ausdruck der seelischen Unfähigkeit des Individuums, über sich hinauszuschaffen. Aber gerade für diese Fälle scheint mir das ethische Pathos am Meisten verschwendet, die Hinweise auf die „Mutter Natur“ am Schlechtesten angewandt. Wie könnte man annehmen, daß der gewaltigste Instinkt des Individuums, in seiner Nachkommenschaft weiter zu leben, atrophisch werde, gewissermaßen aus Muthwillen, ohne einen zwingenden, in pathologischen Veränderungen des ganzen Organismus liegenden Grund? Wenn der centrale Trieb alles Lebendigen so leicht unter dem Einfluß der äußeren Umgebung entartete, so wäre wohl kaum bis heute dem Leben der Sieg geblieben.

Für solche Fälle von Verödung des elterlichen Gefühls stellt der präventive Geschlechtsverkehr ein treffliches Werkzeug der Auslese dar. In seinem Roman führt uns Zola ein halbes Duzend an Leib und Seele verfaulter Egoisten vor, die die Zahl ihrer Nachkommen auf eins oder zwei beschränken. Aber statt des Abscheus gegen das System überkommt den Leser ein Gefühl des Dankes dafür, daß so viel Krankheit und Müdigkeit, so viele soziale Passiva sich und ihre Lebensunlust oder ihre sterile Eier nach Sensationen nicht noch durch Generationen weiterzuschleppen. Im Volk, das wir sorgfältig vor dem Gift des Neomalthusianismus schützen, äußert sich das Versteigen des seelischen Ueberflusses, den die Elternschaft erfordert, in Vernachlässigung und Mißhandlung der Kinder, gegen die als soziale Mittel par excellences Gefängnis, Zuchthaus und Galgen angewandt werden. Ist nicht der Verzicht auf Nachkommenschaft ein schnelleres und barmherzigeres Verfahren?

Eheleute, die sich freiwillig enthalten, Kinder zu zeugen, beweisen dadurch

zweifellos eine Entartung, eine Störung ihrer physiologischen Oekonomie, sie mögen äußere Stigmata dieser Entartung tragen oder nicht. Die „allgütige Natur“ hätte sie zeugen und gebären lassen: Schwächlinge, vielleicht auch Verbrecher und Idioten, — und hätte etwa in zwei oder drei Generationen erreicht, was der Kulturmensch gleich erreicht: Ausstoßung eines untauglichen Elementes.

Die psychologischen und sozialen Ursachen dieser egocentrischen Auffassung des Lebens sind eine soziale Schädigung, nicht aber ihre Folgen. In ihnen kommt vielmehr ein gesunder Abstoßungsprozeß des Gesellschaftskörpers zum Ausdruck. Sollte wirklich die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl — wie Manche prophezeien — die gesammten Oberklassen der großen Centren zum Verschwinden bringen, so dürfte man ihr eben so wenig eine die Rasse schwächende Ausmerzung der besten Elemente vorwerfen wie der Erfindung des Pulvers oder schnellwirkender Gifte, die den Lebendmüden einen schmerzlosen Uebergang ins Nichts ermöglichen. Nur die Beschränkung und der Selbstmord aus Noth, aus der materiellen Unmöglichkeit, die Kinder oder sich selbst zu ernähren und in lebenswürdiger Lage zu erhalten, verdient diesen Vorwurf.

Die Beschränkung der Kinderzahl hat aber auch psychologische Beweggründe, die sich nicht decken mit dem maßlosen Egoismus, der Entkräftung, Verrohung oder Entstellung der Psyche. Auf einer gewissen Stufe der psychophysischen Entwicklung dürfte sie eine normale, an keinerlei pathologische Veränderung des Organismus oder seiner Funktionen gebundene Erscheinung sein.

Im Allgemeinen giebt man zu, daß jede Veränderung des Milieus eine Veränderung des Organismus oder seiner Funktion nach sich zieht. Sollten in einem Phänomen, das so zweifellos in letzter Linie auf psychologische Ursachen zurückzuführen ist, nicht auch die ungeheuren Veränderungen des psychischen Milieus unserer Zeit zum Ausdruck kommen? Man bedenke, was die Mutter-schaft für die Frau \*) bedeutet, und man wird erkennen, in welchem Maße die steigende Intelligenz und die notwendig mit ihr steigende Sensibilität diese Funktion beeinflussen muß. Und zwar in zweifacher Weise. In dem modernen Geistesleben verliert die Religion immer mehr Boden. Und die Religion war ein mächtiges Narkotikum, unter dessen Wirkung die so unendlich schmerzhaftes „Naturmühen“ der Frau, über das Maß der Erhaltungsmöglichkeit hinaus zu gebären, erträglich erschien. Die Frau liebte ihre Kinder nicht etwa weniger; aber ihr ward das Sorgen, Hegen und Pflegen, dem ihre ganze Jugend gehörte, leichter, da die Verantwortung für den Ausgang bei Gott stand. Ihr blieb der Nerven zerstörende Kampf, das Aufbieten der letzten materiellen und seelischen Kraft, die Revolte gegen das Unvermeidliche erspart. Sie stand ergeben am Krankenbett, ergeben am Sarg, weil Gott es so gefügt hatte. Ist es zu verwundern, daß die Mutter, der die Blasphemie dieses Trostes zum Bewußtsein gekommen ist, eine größere Summe von Nervenkraft in der Sorge um ihr Kind verbraucht? Ist es zu verwundern, daß sie die Verantwortung, die sie trägt, und nicht Gott, nicht das Maß übersteigen lassen will, dem sie gewachsen ist?

\*) Ich spreche von der Frau, weil sie in erster Linie von der Sorge für die Nachkommenschaft betroffen wird. Im Allgemeinen dürfte aber auch der Mann der Aufgabe der Elternschaft in ähnlicher Weise gegenüberstehen.

Dazu kommt die psychophysische Steigerung der Sensibilität, die sie lebensfähiger macht, es kommt der klarere Einblick in die verschiedenen Zerstückelungsursachen, die den Kindern drohen. Wer hat nicht den Kampf gegen das Eindringen einer Infektionskrankheit in ein Haus oder gegen die Übertragung von einem auf die anderen Kinder gesehen? Vor dem Sieg unserer heutigen Seuchenlehre wurden solche Anforderungen nicht an die Frau gestellt. Ferner kommt die in der Regel mit höherer Intelligenz und Bewußtsein verbundene größere Gewissenhaftigkeit dazu. Vielleicht hat man in den besitzenden Klassen die Kinder nie so wenig fremden Händen anvertraut wie heute.

Alle diese Ursachen wirken dahin, das Gleichgewicht zwischen potentieller Fruchtbarkeit und der intellektuellen und seelischen Energie zu zerstören, die das Aufbringen der Nachkommenschaft erfordert. Die Mutterschaft kostet die Frau heute mehr als je zuvor, — auch die Frau der Klassen, die nicht mit Nahrungsvorgen zu kämpfen haben, ganz zu schweigen von dem Martyrium der Proletarierfrau. Diese Mehrausgabe ist nicht physisch, sondern psychisch.

Eine merkwürdige Ironie hat bewirkt, daß gerade die Verherrlicher der Mutterschaft es sind, die sie verkleinern und herabsetzen. Man rühmt die gynäkologische Fachkenntniß, die Zola in seinem Roman gezeigt habe. Ist es denn nur der physische Prozeß des Tragens, Gebärens und Säugens, in dem die Mutterschaft liegt? Zola symbolisiert eine Funktion und glaubt, damit ein Weib zu schaffen. Seine Heldin erscheint uns nur als ein Abzug ihrer Geschlechtsorgane. Die Frau ist aber heute etwas Anderes; sie setzt das Kind nicht nur in die Welt und säugt es: sie liebt dieses Kind, es ist ein Stück ihres eigenen Ich, aber in höherem Grade verwundbar und wehrlos als sie selbst.

Meint man vielleicht, nur durch den physischen Akt der Geburt bezahle die Mutter das neue Leben? Nein: sie bezahlt es in der unsäglichsten Mühsal der täglichen Pflege, in den langen schlaflosen Nächten an seinem Krankenlager, in der nie endenden Angst, es zu verlieren. Daß das menschliche Weibchen neun Monate trägt, dann das Junge säugt, um wieder empfangen, tragen, gebären und säugen zu können, kann man in jedem Handbuche der Physiologie nachlesen. Aber die Frau ist nicht nur ein Thier; die Mutterschaft ist für sie mehr als ein physiologischer Akt. Mit unerreichter Meisterschaft zeichnet Tolstoi in der Kreuzerzählung eine der psychischen Seiten der Mutterschaft; die Angst, die Kinder zu verlieren, die Centnerlast der Verantwortung, das Ausbieten aller überhaupt disponiblen Kräfte zu ihrer Erhaltung und Fütterung. Tolstoi weiß nichts Anderes zu rathen als Gottvertrauen: stirbt das Kind, so war Das eben für es das Beste; und daß der kleine geliebte Körper, der doch zum Wachsen, Reifen, zum Leben geboren worden, nun der Zerstückelung mit all ihrem Grauen und all ihrer Widerwärtigkeit anheimfällt: dagegen lehnt sich die Mutter nur auf, weil ihre Liebe animalisch ist. Sie sollte die Seele des Kindes lieben, dann würde sie sich ergeben, würde nicht vor der Krankheit, vor Leiden und Tod zittern. Auf einer gewissen Stufe der geistigen Entwicklung wird aber diese Auffassung unmöglich und die Intensität des Muttergefühls selbst führt dann zu einer Beschränkung der Kinderzahl oder kann doch dazu führen. In meinen Augen ist diese Beschränkung eine normale, eine Anpassungserscheinung.

Denn die höhere Intelligenz, die die Funktion der Fortpflanzung für die

Frau mit einem so großen seelischen Kraftauswand verbindet, modifizirt die Menschheit in viel bedeutenderer Weise in ihrem Handeln als in ihrem Seiden. Die ungeheuren Fortschritte der Hygiene und Prophylaxe, die nicht unbedeutenden Errungenschaften der Therapeutik, die eine Form des praktischen Ausdrucks unserer gesteigerten Erkenntniß sind, sind Werkzeuge der individuellen Erhaltung von einer Wirksamkeit, wie sie keiner anderen Thierart zur Verfügung stehen. Was die Sorge um die Nachkommenschaft erhöht und so eine Verminderung der Kinderzahl wünschenswerth erscheinen läßt, erhöht auch die Chancen der Erhaltung. Wir erleben eine Vervollkommnung der Mittel, die den Menschen als Individuum zum Kampf ums Dasein geschickt machen, und daneben den Verzicht auf das Mittel, das ihm als Art diesen Kampf am Leichtesten macht: große Fruchtbarkeit. Es ist der selbe Antagonismus, der in der ganzen belebten Welt zum Ausdruck kommt. Spencer hat ihn als eins der Prinzipien a priori in der Untersuchung der Gesetze der Vermehrung formulirt. Die im Individuum für die Fortpflanzung disponiblen Kräfte stehen im umgekehrten Verhältniß zu denen, die von den seiner Erhaltung dienenden Funktionen verbraucht werden. Je höher entwickelt ein Organismus ist, um so längere Zeit braucht er zu seiner Entwicklung und um so später wird er zeugungsfähig, um so größer ist die Summe der Energie, die für seine Ernährung verbraucht wird, auf Kosten der der Fortpflanzung zufallenden. Jede Bewegung zu seiner Erhaltung stellt einen Verbrauch der Kraft dar, die dem Zwecke der Fortpflanzung zugewendet werden könnte.

Diese in der Oekonomie des Individuums sichtbare Thatsache kommt in der Oekonomie der Art in einer anderen Form zum Ausdruck. Die Arten von Bewesen, die sich erhalten haben, konnten es, weil sie, entweder durch ihre große Zahl oder durch individuelle Kraft, Behendigkeit oder Intelligenz über die Verdrängungsurachen siegten. Die Millionen schulploser Keime stellten, wie die Hunderttausende mit Verteidigungswerkzeugen versehenen, von Generation zu Generation den Ersatz, der den Bestand der Art ermöglichte. Der Antagonismus zwischen individueller Erhaltungsfähigkeit und Fruchtbarkeit erhält so die Arten im Gleichgewicht. Hört diese automatische Regelung beim Menschen auf? Ich glaube: Ja. Gewiß bezahlt der Mensch, wie jedes andere Thier, die Kosten für eine Komplizierung seines Organismus und für eine Erhöhung seiner Aktivität mit einer Verminderung seiner Fruchtbarkeit. Aber nicht jede Erhöhung der Fähigkeit, sich zu erhalten, wird bei ihm durch ein Sinken der Fortpflanzungskraft aufgewogen. Und die Erklärung dafür liegt in dem sozialen Charakter der Errungenschaften, die das menschliche Leben vor zahlreichen Verdrängungsurachen schützen. Sie sind kein individuelles Gut, dem so und so viele neue Zellen im Gehirn oder eine vermehrte Aktivität der Gehirnfunktion entspricht, sondern sozialer Besitz, dessen Erwerb das Individuum nicht jenen Kraftauswand kostet, den bei dem Thiere die in seinem Organismus lokalisirten Errungenschaften erfordern, die es als Individuum zum Kampf ums Dasein geschickt machen. Der Mensch hat die Fähigkeit, außerhalb seines Organismus Erfahrungen und Werkzeuge aufzuspeichern, die er also nicht aus dem Fonds dieses Organismus zu bezahlen braucht. Dienen sie seiner Erhaltung — und er wird vor allen Dingen solche aufspeichern, die ihr direkt oder indirekt dienen —, so werden sie nicht automatisch durch eine verminderte Fruchtbarkeit aufgewogen, weil durch sie das vorher



bestehende Verhältnis zwischen Individuation und Genese keine Verschiebung erleidet. So hat der Mensch, mit dem Maßstab der übrigen Tierwelt gemessen, eine höhere potentielle Fruchtbarkeit, als die Erhaltung der Art notwendig macht.

Gewiß entspricht der Intelligenz, die eine so große Rolle für die Verlängerung des menschlichen Lebens spielt, eine Erhöhung der cerebralen Struktur und Aktivität. Aber zweifellos hat diese organische und funktionelle Erhöhung nicht mit der Vermehrung der Herrschaft über die Natur und der dadurch möglichen Ausschaltung von Gefahren, die eben die Intelligenz ermöglicht hat, Schritt gehalten. Wollte man Das nicht zugeben, so müßte man eine ungeheure Steigerung der cerebralen Komplexität in den letzten fünfzig Jahren annehmen, für die keinerlei Tatsachen sprechen.

Man hat das Bevölkerungsproblem ein moralisches Problem genannt. Jede soziale Frage kann als solches aufgefaßt werden; und jede ist zugleich ein wirtschaftliches und ein biologisches Problem. Es ist nicht einzusehen, warum gerade der Bevölkerungsfrage ein besonderer sittlicher Nimbus zukommen sollte. Das Wesentliche ist, daß man ihren sozialen Charakter anerkenne und also ihre praktischen Forderungen dem Nutzen der Gesamtheit unterordne. Die Verquickung mit sogenannten Naturgeboten ist eine beständige Ursache der Begriffsverwirrung. Wie wir den Wasserstrom ableiten und seine Kraft einspannen, um unsere Maschinen zu treiben, eben so können wir einen Teil unserer organischen Kräfte anderen als den „von der Natur gewollten“ Funktionen zuweisen. Das Eine ist so widernatürlich wie das Andere — oder so wenig widernatürlich —, denn Beides ist nur möglich, indem wir eben den Naturgesetzen Rechnung tragen und die technischen oder psychologischen Bedingungen schaffen, unter denen gerade die Eigenschaften der unbelebten oder belebten Materie sich zur Geltung bringen, die uns zweckmäßig sind. Die Natur beherrschen wir nur durch Gehorsam.

Die Gesellschaftszwecke decken sich nicht mit den „Naturzwecken“. Das, was die Natur erreicht und was wir bildlich von ihr bezweckt nennen, entspricht nicht Dem, was der Mensch bewußt anstrebt. Wer seine Moral der Natur entlehnen will, mag es immerhin versuchen. Vom Standpunkte der Gesellschaft betrachtet, ist die Natur amoralisch; und die soziale Sanktion erstreckt sich auf Handlungen, die in der Natur — in dem von bewußten, einem Zweck zustrebenden Eingreifen des Menschen freien Ensemble der Erscheinungen in und außer uns — nicht vorkommen. Der soziale Maßstab ist seinem Wesen nach verschieden von dem natürlichen. Für die Natur zählt nur der materielle Beitrag zum Artbestande, während die Gesellschaft den Einzelnen nach seinem Beitrag zum gesamten materiellen, psychischen und geistigen Gute der Menschheit werthet. Dieser Beitrag hat viel Gesundheit, Leben und Nachkommenschaft gekostet. Die Natur hat verurtheilt und das Urtheil vollzogen, aber die Vermehrung des gesellschaftlichen Besitzes ist stetig fortgeschritten, — auf dem von der Natur gebotenen Boden und auf von der Intelligenz geschaffenen Wegen. Im Grunde wird die Bevölkerungsfrage überhaupt erst eine praktische Frage, wenn man eine soziale Moral anerkennt, nach der der Mensch nicht nur der bewußte Vollstrecker von Natur-Befehlen ist. Die Argumente gegen die „Widernatur“ einer willkürlichen Regelung der Geburtenzahl haben keinen Anspruch darauf, ernst genommen zu werden; nur Das, was wider das Gedeihen und Wohl der Gesellschaft geht, kann das Feld abgrenzen, auf dem der Mensch schalten und walten kann, wie ihn gut dünkt.

## Baubanken.

Von den Vorgängen bei den Spielhagenbanken war es schon bedenklich still geworden. Die einst so rege Zeitungsdiskussion hatte einer schloffen Trägheit Platz gemacht. Da tauchte neulich die Nachricht auf, die Deutsche Grundschuldbank, diese traurige Mißgeburt aus dem Geiste des Herrn Sanden, werde in Konkurs gehen. Die Meldung war richtig. Eine Ueberschuldung von 42 Millionen Mark hat die Liquidatoren, deren Amt für Jahre hinaus zu einer Pfründe werden konnte, in die Amtsstube des Konkursrichters getrieben; und nun herrscht über die Trümmermassen der gerichtliche Verwalter, der ein Fremder ist unter den Bankouguren und den man deshalb gern wieder fort haben möchte. Es stört wohl ein Bißchen, daß an der Spitze des Konkurses nicht Jemand steht, der mit geheimnißvollem Augenzwinkern von dem Interesse der Obligationäre spricht und unter diesem Interesse sicher nicht den Schaden der Großbanken versteht: deshalb wird vielleicht noch ein Kampf um den Posten des Konkursverwalters entbrennen; hoffentlich bleiben in diesem Kampf die Behörden auch gegenüber dem süßesten Rucheln geschmeidiger Advokaten hart.

Aber nicht davon wollte ich heute reden; und eben so wenig soll mich jetzt der ekle Handel um die Gelder beschäftigen, die des seligen Barons von Cohn lachende Erben als Entschädigung für die pflichtwidrige Nachlässigkeit des Verstorbenen schließlich doch wohl zu zahlen gezwungen sein werden. Die ganze Hypothekenbank-Affaire hat für den beobachtenden Volkswirth ein großes grundsätzliches Interesse; sie ist durchsetzt mit einer Unmasse wichtiger Probleme, die sich Einem an allen Ecken und Enden aufdrängen. Eins der bedeutungsvollsten wird durch den nun definitiven Zusammenbruch der Grundschuldbank wieder in den Vordergrund gerückt: das Baubankproblem. Die Deutsche Grundschuldbank war eine Baubank im reinsten — nicht reinlichsten — Sinn des Wortes. So weit ihre Geschäfte nicht bloße Schwindel- und Schiebung-Transaktionen waren, bestanden sie zum großen Theil darin, daß die Bank an Bauunternehmer Baugelder lieh, die später in feste Hypotheken zur zweiten Stelle umgewandelt wurden. Bei dem wirren Durcheinander, das sich in allen Angelegenheiten der Deutschen Grundschuldbank herausgestellt hat, ist es schwer, die einzelnen Geschäfte scharf von einander zu trennen. Auch diese an und für sich berechtigten Baugeldgeschäfte trugen bei der Grundschuldbank in der Regel den Charakter von Schwindelgeschäften, weil sie fast immer von irgend einer Privatbetrügerei des Herrn Sanden oder eines seiner edlen Kumpane begleitet waren. Auf solche Weise ist die Grundschuldbank eine Quelle des Reichthums für diese Edelleute des Geldsackes geworden. Und an den Namen dieses Institutes werden die gewiß nicht ausbleibenden Bestrebungen zur Reform des Baubankwesens anzuknüpfen haben.

An und für sich ist ja die Idee keineswegs falsch, daß Jemand, der Hypotheken auf Grundstücke giebt, zugleich auch das Geld zum Bauen herleiht. Es ließe sich deshalb auch gar nichts dagegen sagen, wenn eine Terraingesellschaft, die auf verkaufte Terrains bedeutende Restkaufgeldhypotheken stehen lassen mußte, dazu übergeht, ihren Schuldnern nun auch noch das Geld zum Bauen zu borgen, um Verkäufe an die dritte Hand zu erleichtern. Man würde in solchem Fall unter regulären Verhältnissen von einer geschickten Ausnützung der Mittel

sprechen. Es wäre unnöthig, zu untersuchen, ob Herr Sanden nur, um gute Privatgeschäfte für sich herauszuschlagen, die Grundschuldbank gründete oder ob er sich dabei von höheren Erwägungen leiten ließ. Thatsächlich wäre gegen die Verbindung von Grundschuldbank und Preussischer Hypothekbank bei solider Geschäftsführung nichts einzuwenden gewesen, wenn nicht beide Institute das Recht der Pfandbriefausgabe gehabt hätten. Das Baugeldgeschäft ist eine wirtschaftlich sicher außerordentlich nützliche Thätigkeit; aber die daraus entstandenen Hypotheken eignen sich absolut nicht zur Grundlage von Pfandbriefemissionen, bei denen auch den kleinsten Kapitalisten Gelegenheit zur Kapitalanlage geboten werden soll. Hier verbirgt sich eine der schwierigsten Fragen des modernen Hypothekbankwesens, eine Frage, deren Wichtigkeit nur von Wenigen recht erfaßt zu werden scheint. Gerade bei der Frage der Baubanken tritt uns ganz offenbar der Doppelcharakter der modernen Hypothekbank entgegen. Eine solche Bank soll in ihrer heutigen Verfassung erstens den Anforderungen des Grundkredites genügen, daneben aber auch in den Pfandbriefen erstklassige Anlagewerthe schaffen. Je mehr sie den Ansprüchen des Kredites entgegen kommt, um so schlechter wird die Qualität ihrer Pfandbriefe sein; und wiederum: je besser die Qualität ihrer Pfandbriefe ist, um so weniger kann die Hypothekbank allen Anforderungen des städtischen Bodenkredites genügen. Ich glaube, hier ist ein Dilemma, aus dem es nur eine Rettung giebt, nämlich: die Ersetzung des privatkapitalistischen Realkredites durch eine öffentlich-rechtliche Kreditorganisation.

Doch solcher Ersatz liegt einstweilen wohl in weiter Ferne. Der Böde Bankt Manchester ist noch immer zu mächtig, als daß man auf seinen baldigen Sturz hoffen dürfte. So müssen wir denn überlegen, welche Aufgaben uns für die nächste Zukunft erwachsen werden. Es scheint unzweifelhaft, daß der städtische Bauparkt einer Aufmunterung bedarf, wenn man nicht das Uebel der Wohnungsnoth sich noch weiter ausbreiten lassen will. Die Geldgeber sind verschüchtert, denn allgemein glaubt man, daß in einigen Großstädten, Berlin an der Spitze, eine Katastrophe auf dem Bauparkt bevorsteht. Die Hauptgefahr scheint namentlich in den ablaufenden zweiten Hypotheken zu bestehen, die nach Lage der Dinge augenblicklich kaum wieder ersetzt werden können. So bedauerlich eine Substationenepidemie auch wäre: viel trauriger dünkt mich der Mangel an Baulust, der aus der Geldmisere entspringt. Das Privatkapital würde — selbst wenn es muthiger wäre, als es ist — nicht genügen, um die nöthige Anregung zu bieten. Hier müssen große Gesellschaftskapitalien eingreifen. Die wichtigsten Baugeldgeber großen Stiles waren bisher die Hypothekbanken. Die am Nächsten liegende Erwägung wäre ja, diese Institute von Neuem zur Hergabe von Baugeldern zu animiren. Doch diese Quelle ist vorläufig auf geraume Zeit verstopft. Selbst bei den Hypothekbanken, deren Pfandbriefabsatz ungeschmälert geblieben ist, wird man jetzt kaum noch Lust empfinden, den Ruf der Pfandbriefe durch Baugeldgeschäfte abermals zu gefährden.

Wie riskant doch immerhin solches Baugeldgeschäft ist, sieht man am Besten daran, daß reine Baubanken, die jetzt zum Beispiel für Berlin geradezu eine Nothwendigkeit wären, nicht gegründet werden. Dabei könnte gerade heute ein solches Institut recht beträchtliche Zinssätze fordern und einer vorzüglichen Rentabilität sicher sein. Nun scheint nach den Notizen der Zeitungen eine solche

Gründung ja in Aussicht zu stehen. Bezeichnend aber ist die Thatsache, daß diese Gründung von einer Interessengruppe ausgeht, die Gefahr läuft, schwere Schädigungen davon zu tragen, wenn die Depression auf dem Baumarkt noch länger anhält. Das Centralverkaufskontor für Hintermauerungssteine — Das heißt also: ein Steinsyndikat — will es unternehmen, eine Baubank zu gründen. Der Plan ist sehr durchsichtig: Jeder, der Baugelder bekommt, ist verpflichtet, von dem Syndikat Steine und wahrscheinlich auch das übrige Baumaterial zu beziehen. Damit sichert sich das Syndikat einen guten Absatz zu wahrscheinlich recht erträglichen Preisen. Die Schattenseiten solches Unternehmens sind nicht zu verkennen; durch den Ausschluß der freien Konkurrenz leidet eben so der Steinhändler, leiden vielleicht auch alle nicht dem Syndikat angehörigen Fabrikanten wie der Geldnehmer, der ja wahrscheinlich den größten Theil des Baugeldes nicht baar bekommt, sondern in Lieferungen. Man wird gegen ein solches Institut ein gewisses Mißtrauen nicht unterdrücken können, so sehr man sich auch in der Presse bemüht, eine reinliche Interessenscheidung zu versprechen, muß jedoch, um ein endgiltiges Urtheil zu fällen, erst abwarten, wie es sich in der Praxis bewährt. Eine ideale Baubank kann so jedenfalls nicht entstehen; am Ende aber ist selbst solche Baubank besser als gar keine. Eine Gefahr ist ferner: gerade die Ausnützung der augenblicklichen Verhältnisse des Baumarktes durch solche Interessentengruppen kann dem Terrainpekulanten eine wohlfeile Entschuldigung dafür bieten, daß sie ihren Grund und Boden nicht bebauen, sondern ruhig weiter auf der Bauer nach risikolosem Mehrwerth liegen. Unter diesen Umständen scheint es dringend nöthig, endlich an eine energische Reform unserer städtischen Bodenkreditverhältnisse zu denken; und zwar ist es die Pflicht der Städte, sofort an die Gründung von städtischen Baubanken zu gehen, die zu leidlichen Sähen Baugelder herleihen. Wenn man dann noch durch eine kräftige Besteuerung der Baupläge die Grundbesitzer zwingt, von dem Vortheil des städtischen Baugeldes auch Gebrauch zu machen, so ist die Axt an die Wurzel der bisherigen Verhältnisse gelegt. Damit wird ein Weg eingeschlagen, dessen Endstation heißen muß: Verstädtlichung des kommunalen Hypothekarkredites.

Plutus.



## Notizbuch.

**I**n Bremen hat ein Epileptiker dem durch festlich geschmückte Straßen fahrenden Kaiser ein Eisenstück ins Gesicht geschleudert. Die Verletzung ist, wie Bergmanns Bericht zu allgemeiner Freude lehrte, ganz leicht und der Kaiser hat sich wahrscheinlich nur, weil er sich schon vorher unwohl fühlte, die äußerste Schonung aufgelegt. Es handelt sich nicht um ein Attentat, sondern um den groben Unfug eines Geisteskranken. Schon einmal ist, in Breslau, ähnlicher Unfug gegen den Monarchen verübt worden, auch damals von einem unzurechnungsfähigen Geschöpf. Vor solchen Unfällen ist kein Kaiser und kein Privatmann sicher. Nur sollte man diese Widrigkeiten nicht Wochen lang breittreten. Loyale Gesinnung und monarchisches Pathos sind schöne Dinge. Aber man soll sie nicht durch allzu häufige Verwundung

entwerthen und sich hüten, die kontaglöse Kraft zu wehren, die an Thaten wie den in Breslau und Bremen verübten ganz sicher doch das Gefährlichste ist.

Prinz Luitpold, der Regent von Bayern, ist achtzig Jahre alt geworden. Er tritt selten hervor und man weiß im deutschen Norden nicht viel mehr von ihm, als daß er ein liebenswürdiger, gutmüthiger Herr ist, sich, so oft er's vermag, den Pflichten prunkvoller Repräsentation entzieht, die Jagd liebt und gern Künstler an seinem Tisch sieht. Keine glänzende, gebietende Herrschergestalt, aber ein gewissenhafter Mann, der in äußerst schwieriger Lage durch Takt und bescheidene Zurückhaltung Zuneigung erworben hat. Die Bayern, die ihn, den Nachfolger ihres vergifterten Endwig, sehr unfreundlich empfingen, sprechen heute in Scherz und Ernst gut über ihn und wünschen ihm ein langes Regentenleben. Der alte Herr kann zufrieden sein.

Ich erhielt den folgenden Brief:

„In der ‚Zukunft‘ vom sechzehnten Februar war ein ‚Der Tag‘ überschriebener Artikel enthalten, welcher sich mit meinem Drama und mit meiner Person beschäftigt hat und in welchem ich des Plagiats geziehen werde. Zur Richtigstellung bemerke ich, daß ich den Roman ‚Traurige Tage‘ von Maurus Jokai, dem ich ‚fast alle Details‘ entlehnt haben soll, überhaupt vor Fertigstellung meines Dramas nicht gelesen hatte. So weit die Details nicht frei von mir erfunden sind, habe ich sie den Schilderungen nachgebildet, welche ich theils in ‚Johann Balásfáy, Historische Beschreibung der 1831er Aufstände in Ober-Ungarn‘ (Pest 1832) und anderen Geschichtswerken vorfand, theils durch mündliche Mittheilung bezw. durch Vermittelung der nachbenannten Personen erfuhr: I. Im zempliner Komitat: des Vicegespan des zempliner Komitats Matolai Eitel in Satorállya-Ujhely, der ungarischen Edelmänner von Horváth, von Tisley, von Kolossy, von Becke-Bálint, von Szeghy, der königlichen Oberstaatsrichter Horváthy in Pomona, Füzeßöry in Barannó, Kemthly in Galszjóc, der Edelmänner von Bajánovics auf Tapoly-Tzjék und von Szé'any auf Kucsú, der Freifrauen von Veszöky in Bekéz und von Droszy in Barannó, des Herrn von Kozigthy in Barannó, des Papen Kozlovics in Mezö-Laborez, des Pfarrers Kovács in Sökut, des königlichen Staatslehrers Szabó, des Dr. med. Klein, des Apothekers Veszöky, des ruthenischen Professors Werschgrath am Gymnasium in Lemberg, des Dr. Tolby Bászló, städtischen Bibliothekars in Budapest, des Dr. Csako Elémér, Museumsbibliothekars in Budapest. II. Im bereggher Komitat: des königlichen Notars Julius von Nagy in Munkacs, des Kanzlisten Petreczky in Aljo-Bereczke, des Direktors Marlovics in Hártsahva, des Staatslehrers Benjamin Frank in Szolyva-Hártsahva. Ferner habe ich etwa fünfzig Dorfrichter und eben so viele jüdische Schankwirthle in den beiden Komitaten aufgesucht und von ihnen persönliche Erinnerungen und Uebersetzungen entgegengenommen. Alles Dies war mir nur möglich, weil mir durch Empfehlungsschreiben des Vicegespan von Sator Alja-Ujhely und anderer Würdenträger der Zugang zu den vorgebachten Standespersonen ermöglicht war. So weit mirine Darstellung mit der von Maurus Jokai übereinstimmt, haben dem Letzteren die selben Quellen wie mir zur Verfügung gestanden. Stefan Bacano.“ Die Aufzählung ist recht interessant. Vielleicht entdeckt später ein Literaturhistoriker, an welchen Stellen seines Dramas Herr Bacano das Ergebnis seiner Forschungen bei Edelmännern, Edelfrauen, Vicegespanen, Papen, Professoren, fünfzig Dorf-

richtern und fünfzig jählichen Schankwirthchen verwerthet hat. Ich bin nicht Philologe genug, um die Spur finden zu können. Ich kann nur den merkwürdigen Zufall bedauern, der den ungarischen Theaterstückeschreiber einen der bekanntesten Romane seines berühmten Landsmannes Jokai übersehen ließ. Wie seltsam, daß Herr Vacano den Roman „Traurige Tage“ nicht kannte, der doch den selben Gegenstand wie sein Drama behandelt! Hätte er ihn gekannt, dann hätte er sich seine Studien sparen können. Denn — der Roman ist bei Janke, das Drama bei Fontane erschienen und jeder hat die Möglichkeit des Vergleiches — fast alle Details, die das schlechte Drama uns zeigt, sind auch in dem viel früher erschienenen schlechten Roman schon zu finden.

Der junge Dichter Johannes Schlaf, ein feines, stilles Talent, das an der Wiege des deutschen Naturalismus saß und reicher Entwicklung fähig schien, ist psychisch erkrankt und in die Anstalt des Sanitätstathes Dr. Edel gebracht worden. Der Unglückliche ist völlig mittellos und hat keinen Verwandten, der für ihn sorgen könnte. Literarische Vereine, an ihrer Spitze der Goethe-Bund, könnten hier wohlthätig wirken. Auch sonst aber giebt es in Deutschland wohl noch Männer und Frauen, die ein kleines Opfer nicht scheuen, um einem schwer kranken Poeten über die ärgste Leidenszeit hinwegzuhelfen. Sie Alle bitte ich, ihr Scherflein an den Verlag der Zukunft, Berlin S. W. 48, Friedrichstraße 10, zu schicken. Ich werde die Namen der Geber hier gern verzeichnen und die Gaben ihrer Bestimmung zuführen.

Der Großherzog von Hessen hat sich in der Wohnung des Kammerpräsidenten neulich lange mit einem sozialdemokratischen Abgeordneten unterhalten. Das ist sehr verständlich und sollte öfter wiederholt werden. Dann würden die Fürsten erkennen, daß es auch in der Sozialdemokratie sehr gebildete, kultivirte und kluge Männer giebt, und die Sozialdemokraten, daß Fürsten sehr liebenswürdige Menschen sein können. Uebrigens hat auch der Kaiser schon mit einem Sozialdemokraten gesprochen, — freilich, ohne es zu wissen. Eine tegernseer Schauspielertruppe, die in Berlin gastirte, wurde von Wilhelm dem Zweiten ausgezeichnet und zur Reichstagsfeier in den Weißen Saal geladen. Die Truppe bestand zum großen Theil aus Genossen; und der Manager, der sie ins Schloß führte und mit dem der Kaiser sich gelegentlich unterhielt, war ein in Bayern bekannter sozialdemokratischer Agitator.

Zur selben Stunde, wo in Paris Herr Doubet Deutschlands neuen Botschafter zum ersten Male empfing, besuchte in Berlin der Kaiser den französischen Botschafter. Das war kein Zufall, sondern eine beabsichtigte Artigkeit. Eine ähnliche wollte der Kaiser schon einmal den Franzosen erweisen. Als der Marquis de Galliffet noch Kriegsminister war, bat Graf Münster ihn eines Tages um eine Unterredung, die am nächsten Morgen um neun Uhr stattfinden sollte. Der Marquis mußte absagen, weil plötzlich ein Ministerrath einberufen wurde, und konnte den Botschafter erst um zwei empfangen. Der erschien mit allen Zeichen der Bestürzung in den Greisenzügen und sagte, die Verspätung sei ihm außerordentlich unangenehm. Denn er habe von seinem Souverain den Auftrag gehabt, pünktlich um neun Uhr dem französischen Kriegsminister das Manuscript einer Rede zu überreichen, die der Kaiser um die selbe Stunde in Vohringen halten wollte und wirklich um Neun gehalten hatte.